170.

Vgl. über die Examiden Kobaltsalze Fresenius III, S. 2487.

Dd, 4: 189.

Die Eumeniden

oder

Noten zum Text des Zeitalters.

Motto:

Suche Jeder, wen er reibe.
Fr. Schlegel.

Zürich 1801.

Der Titel: „Noten zum Text des Zeitalters“ ist aus dem Athenäum genommen; welches nur für diejenigen erwähnt wird, die es etwa treffen könnte.

Der Ueberſetzer.

Duodram.

Ueberſ.

Ja! 's iſt alles wohl ausgedacht,
Kann mir nicht fehlen, mein Glück iſt g'macht,
Und ſchier kann ich nicht erwarten den Tag,
Wo aufblüht meiner Bemühung Ertrag.
Doch horch! es klopft. Wer mag das ſein?
Vielleicht ein Bote, der — Immer herein!

Ein Fremder.

Helf Gott! beſter Herr! Ich komme doch recht?

Ueberſ.

Ich bin Gelehrter.

Fremd.

Such' einen Knecht.

Ueberſ.

Glaubt der Herr, ihn zu finden in mir,
Innen iſt mein, fein vor der Thür.

Fremder.

Ruhig! War eben ſo bös nicht gemeint,
Hab nach einem Ueberſetzer gegreint.
All' Ueberſetzer — es iſt ja bekannt —
Pflügen doch immer nur fremdes Land.

Ueberſ.

Aber das Fremde zum Eigenthum
Schaffet der Ueberſetzer doch um.

Fremd.

Nicht doch! das wäre ja Plagiat,
Uſurpation, oder Peculiat.
Meine noch immer, es ſei das Bemühn,
Gut's o'r Schlecht's aus der Fremde zu ziehn.
Freilich, das Gute zu ſehn allermeiſt —
Ja das will einen verwandten Geiſt,
Will ein gar treffendes, zartes Gefühl,
Wie's in dem Ueberſetzergewühl
Selten ſich findet. Mein liebes Kind,
Nicht alle wie Schlegel geartet ſind,
Daſs ſie uns geben den Kern und die Schaal',
Treffen das Rechte mit ſicherer Wahl.

Ueberſ.

Schweige mir von dem Gezüchte der Schlegel!
Ausgemacht iſt es, ſie ſind doch nur — (*lacht laut auf.*)

Fremd.

Flegel?
Weiss es im voraus; das iſt in der Regel,
Daſs zur Stund das ancienne Gelindel
Packt ſeine fade Natur in ein Bündel,
Wirft ſie dem ſtrebenden Theil nach dem Kopf,
Hat aber nicht 'mal getroffen den Zopf.

Ueberſ. (*wichtig.*)

O mein Herr Urian! leſen Sie Merkel!

Fremd.

Will mich wohl wahren vor'm unſaubern Wergel.
Achte den Teutſchen, der ſelber ſich acht't,
Anderer Gröſse nicht ſchnöde verlacht.

Ueberf.

Wahrlich! ich hätt's ihm nicht zugetraut,
Dafs er mit Kunft und Kritik fo vertraut. —

Fremd.

Hat nicht paffiret die kritifche Mauth,
Nie von der Kunft auch ein Tüttel geſchaut.
Wird doch am Ende, wie alle Spinnen,
Ganz in der eigenen Galle zerrinnen.
Iſt nicht 'mal gut zum Häufeln genug.
Hätt' er wohl fonſten ſo überklug
Abdrucken laffen das Triolett?
Meinet der ärmliche Schlucker, als hätt'
Ihm der Schlegel etwas fagen gewollt. —
Narrheit hat er dem Narren gezollt,
Wie es ein uraltes Sprüchlein gebeut:
Nimmer zu fein bei dem Narren geſcheut. —
War von ihm nicht zu reden gemeint,
Hab' etwas andres vor, wertheſter Freund!

Ueberf.

Sagen Sie mir, wotin kann ich dienen?

Fremd.

Iſt da neulich ein' Anzeig' erſchienen:
(*zieht ſie hervor und lieſt.*)
Meinte, ſie müfste von Oertel ſein,
Der uns eben erſt ganz allein
Mit ſechs Ueberſetzungen droht.
's iſt eine Schand', eine arge Noth!
Hatte mich aber zum Unglück geirrt,
Wie mich am Ende der Nam' verwirrt.
„Endesgenannter, den Menſchen zu nützen,
Sie vor ſchlechten Ueberſetzern zu ſchützen,
Hat ſich mit Hilfe der Muſen (*hüſtet*) entſchloſſen,
Ganz allein, und ohne Genoſſen
Abzuhelfen dem grofsen Unheil,

Will alſo hiemit an ſeinem Theil
Frankreichs Dichtern den Vorſchlag thun,
Ja nicht mit ihren Romanen zu ruhn.
Durch die Pränumeration —
Es geht von dem Ueberſetzerlohn —
Nimmt er demnach hierdurch in Beſchlag
Jeden Roman, der noch kommen mag,
Wenn man ihm anders die Aushängebogen,
Gleich ſo bald ſie nur abgezogen,
Ueberſendet mit erſter Poſt,
Daſs er bei Zeiten die göttliche Koſt
Mög' auch Germaniens K i n d e r n vorſetzen,
Id eſt, aufs baldigſte ſie überſetzen.
Hoffet auch wohl vor der Zeiten Zahn
Noch zu ſchützen ſo manchen Roman,
Der etwa unüberſetzt geblieben;
Und in dem Zeitalter dürfte verſtieben,
Wo man bei uns den guten Geſchmack
Sieht verdrängen durch Lumpenpack.
Monatlich will er ſein ganzes Leben
Frankreichs Romane in Heften 'rausgeben
Unter dem Titel: Romanenjournal.
Schwerlich dürfte der Bände Zahl
Eher als mit ſeinem Leben ſich ſchlieſſen;
Soll ihn auch nimmer die Mühe verdrüſſen.
So hofft der Ueberſetzerkunſt Stamm
Halter zu werden der Peter Lamm."

U e b e r ſ.

Ja die Anzeige hab' ich gemacht.

F r e m d.

Weiſs gar wohl. Auch ich hab' gedacht,
Wie doch dem Ueberſetzen zu wehren,
Daſs man doch endlich 'mal hielte in Ehren
Unſerer kräftigen Teutſchen Geſchrift,

Das doch wahrlich mehr Nutzen ſtift't,
Als aller Franzen windig Geplärr',
Das uns Kopf ſammt dem Herzen läſst leer.
Will's Uebel bei der Wurzel denn faſſen,
Weil ich vom herzlichſten Herzen thu' haſſen
Dieſen heilloſen Ueberſetzertrieb.

Ueberſ.

Beſter der Freunde, das wär' mir nicht lieb.
Dachte, Sie wollten ſich aſſociiren
Und mit mir das Geſchäft exerciren.

Fremd.

Liebe niemals derlei Zeitverderb
Einzig ob magerem Broterwerb.
Kurz iſt das Leben, die Kunſt iſt lang.
Möcht' einem traun wohl werden bang,
Sich in ſich ſelbſt herumzufinden,
Sein unendlich Gemüth zu ergründen.
Mag in mir ſelber mich gerne erſpähn,
Nicht in des Unſinnes Fremde mich drehn.

Ueberſ.

Trauter! Sie ſind etwas ungerecht.
Nicht alle Dichter der Franzen ſind ſchlecht.
O es giebt da manch zartes Gemüth —

Fremd.

Allzumal wurmſtichig ſchon in der Blüth'.

Ueberſ.

Dieſen Gemüthern nun nachzuempfinden —

Fremd.

Heiſst an der teutſchen Kraft ſich verſünden.

Ueberf.

Dieſe oft zarte Andeutung zu haſchen —

Fremd.

Heifst von ſüfslichem Gifte nur naſchen.

Ueberf.

Sie zu kleiden in teutſches Gewand —

Fremd.

Iſt biedern Teutſchen nur Sünd' und Schand.

Ueberf.

Rundung und Fülle dem Ausdruck geben —

Fremd.

Wäre nur Sinn in den Unſinn verweben.
Aber beim Styxe! ich bin es nun ſatt,
Länger zu ſtreiten. Seid ihr ſo matt,
Daſs ihr nicht ſelber was ſchaffen könnt,
Nur in dem Fremden euch wiedererkennt:
Handlangert doch in der Gelehrſamkeit!
Alt England euch manche Schätze heut.
Oder verteutſchet uns Römer und Griechen.
Doch — die müſst ihr wohl laſſen liegen;
Kennt nicht die Sprache, und faſst nicht den Geiſt,
Der in dem Höchſten ſo menſchlich kreis't.
Habt nur Ohren für eiteln Klingklang,
Nicht für den höhern Sphärengeſang,
Der in der Menſchenbruſt milde verflieſst,
Schönere Welten dem Sinne erſchlieſst.
Ihr aber haſcht nur nach Anekdoten,
Meinet mit Witze die feſteſten Knoten
Alles ernſteren Wiſſens zu löſen.

Seid noch im Guten ernſt, noch im Böſen.
Stück- und Flickwerk iſt all' euer Weſen,
Kommt mir juſt vor, wie zuſammen geleſen
Und geknetet in Endlichkeit,
Nur getrieben vom Strome der Zeit.

Ueberſ.

Aber das iſt doch ein arges Erfrechen,
Auf meiner Stube mir Hohn zu ſprechen.
Sage der Herr, wer er iſt, was er will,
Und betrage ſich artig und ſtill.
Werde mich länger nicht laſſen ſchmähn —

Fremd.

Wird wahrhaftig kein Hahn nach krähn!
Doch wer ich bin, ſoll der Herr gleich erfahren,
Will ihm das weitere Fragen erſparen.
Charon bin ich; will ihm überſetzen,
Zeigen, wie man ihn am Lethe thut ſchätzen.
Komm er nur! Charon giebt nimmer Quartier.
Länger iſt nun ſeines Bleibens nicht hier.

Ueberſ.

Aber Herr Charon, laſst euch doch bedeuten!

Fremd.

Will ihm die ewige Ruhe bereiten.

Ueberſ.

Aber die ſchönen Excerpte und Phraſen —

Fremd.

Sind kein Futter für ſtygiſche Naſen.
Haben an ihm des Excerptes genug,
Lieben niemalen den Phraſenbetrug.

Fährgeld will ich ihm allenfalls ſchenken,
Will ob dem Obolus mich nicht bedenken. — —
Sieht er nun? Das iſt ſtygiſch Gebiet;
Hier es nun freilich ganz anders ausſieht.

Ueberſ.

Weh mir! ich beb' — ich vergeſſe mich ſchon —
Dieſes Gebrauſe — der heulende Ton —
Ach und der glühende, brühheiſse Dampf —

Fremd.

Iſt all nichts, als dein Todeskampf
Nur mit Phraſen wohl ausſtaffirt,
Iſt dein Weſen in Stygiſch vertirt. —
Ausgeſtiegen! — Wir ſind nun am Strande.
Siehſt du die Haide dort? In jenem Sande
Wandre du ſtracks nach dem Lethe hin!
Liegt in dem Wandern deines Lebens Sinn.
Wirſt auch decente Geſellſchaft finden,
So dir das Weitere ſchon wird verkünden.
(*Charon ab.*)

Ueberſ.

Wehe! wie ſpielet das Schickſal mir mit!
Schollernd verrinnet der Sand unter'm Tritt.
Wird mir ſo bang, wie bei ſchwierigen Stellen,
Die mir Schwan ſelber nicht konnte aufhellen. —
Doch da blinket die Silberflut —
Wie's um die Ohren mir ſauſen thut! —
Iſt das nur Wind — oder ſind es Geſtalten?
Sind's unbeſtreitbare dunkle Gewalten,
Die mich hindrängen nach dem Lethefluſs?
Stürmend hinjaget der flüchtige Fuſs —
Sturm ergreift mich, wirbelt mich fort —
Wär' ich, o wär' ich am Lethe dort!

Stimmen.

Noch mehr gewährt,
Als du begehrt,
Dir Rhadamanth,
In Lethe bannt
Er dich und uns.

Ueberf.

Uns? ſo ſaget, wer ſeid denn ihr?

Stimmen.

Phraſen ſind wir,
Excerpte von dir,
Luſtige Weſen
Auserleſen
Mit dir zu erſtehn,
Mit dir zu vergehn.

Ueberf.

Schonet, o ſchont, ich bitte, mich Armen!
Habt doch nur dieſsmal mit mir noch Erbarmen.

Stimmen.

Eitel Phraſen! —
Nur geblaſen!
Nur hinab
In das Grab!
Er zuvor, wir hinterdrein!
Patſch, hinab ſo muſs es ſein.

Ueberf.

Ach ſchon ſchlagen zuſammen die Wellen
Ueber dem Haupte mir armen Geſellen!
Weh! o weh mir! ſo muſs ich verſinken.

Lethe.

Müfst zuſammen allhier ertrinken.

Noten zum Text des Zeitalters.

Die Geſchichte des Ugolino könnte man den Mythus über teutſche Gelehrſamkeit nennen.

„Wie die Triebe, ſo der Sinn, und wie der Sinn, ſo die Triebe", ſagt der ehrwürdige Jacobi. In dieſen Worten liegt der Aufſchluſs über das Weſen und die Schickſale aller Philoſophie.

Alle Menſchen drehen ſich in einem Kreiſe; nur ob ſie darum wiſſen, oder nicht, das iſt es was ihren Werth oder Unwerth beſtimmt.

Der griechiſche und der teutſche Merkur ſind darin gleich, daſs beide ψυχοπομποι ſind, aber unterſchieden darin, daſs jener Todte zum Lethe hinab, dieſer vom Lethe herauf führt. Darum wird die literariſche Welt mit der Zeit ein Schattenreich.

Das Sichanlehnen iſt in der bürgerlichen und literariſchen Welt ſo einzig und allgemein, daſs man an das Stehen gar nicht glauben will.

Von der ſchönen Kunſt hat Gothicismus entfernt; von der wahren Aeſthetik iſt fern und entfernt Letticismus, den man erſt durch ſeinen Repräſentanten Merkel kennen gelernt hat. Man nennt aber Letticismus ein ernſthaftes Spiel mit Nullen, deſſen Reſultat eine Zahl ſein ſoll.

Es iſt eine ungemein groſse Naiveté, die Romane einzutheilen in politiſche, hiſtoriſche, moraliſche, u. ſ. w. — Man könnte auf dieſe Art noch weit mehrere herausbringen, z. B. phyſikaliſche, geographiſche, philoſophiſche und unphiloſophiſche (deren freilich eine bedeutende Menge geſchrieben wird.) Beſonders neugierig wäre ich auf einen mathematiſchen Roman, deſſen ſich unſere teutſche Literatur, meines Wiſſens, noch nicht rühmen kann. — Wer übernimmt es, dieſe unbequeme Lücke zu füllen, wodurch denn auch die Ausführung eines trigonometriſchen, hydrauliſchen und aëroſtatiſchen Romans ſehr erleichtert werden müſste?

Wie viel Gattungen von Romanen giebt es denn nun aber wirklich? — Nur eine einzige, nämlich die — romantiſchen Romane, und dieſe werden in der That jetzt ſehr ſelten, ſo wie es überhaupt nur wenige poetiſche — Gedichte giebt; eine Sache, die allerdings auffallen muſs!

„Le ſecret d'ennuyer eſt celui de tout dire" — das wuſste Voltaire und ſchrieb doch ſeine Romane und Pſeudo-Tragodien?

Wenn die Franzoſen zu philoſophiren anfangen, ſo legen ſie ſich ſo ſehr in's Breite, daſs man ſie um des Himmels willen bitten möchte, nur geſchwind wieder recht fade und frivol zu ſein, damit ſie doch wenigſtens in ihrer Sphäre wären. — Wir wollen doch einen ihrer Philoſophen und einen ihrer Aeſthetiker hören. Im zehnten Kapitel der *Idee du peintre parfait* ſagt der Verfaſſer von der Grace: *Un peintre ne la tient que de la nature, il ne ſait pas même ſi elle eſt en lui, ni à quel degrés il la poſſède ni comment il la communique à ſes ouvrages: elle ſurprend le ſpectateur, qui en ſent l'effet ſans en pénétrer la cauſe: mais cette grace ne touche ſon coeur que ſelon la diſpoſition, qu'il y rencontre. On peut la définir, ce qui plait et ce qui gagne le coeur ſans paſſer par l'eſprit.* — Es iſt ſchwer, dieſe kindiſche Verworrenheit mit ſolchem Anſtand zu recitiren, daſs nichts davon verloren geht. Nur der Autor könnte das, der dieſen kleinlichen Myſticiſmus recht con amore niedergeſchrieben zu haben ſcheint. — Sacy ſagt von der Freundſchaft: „Ce qui conſtitue eſſentiellement l'amitié, ce qui la diſtingue de toutes les autres liaiſons, que les hommes peuvent former, c'eſt la connoiſſance du ſujet, c'eſt le déſintéreſſement du motif, qui nous y attache.“ Und gewiſs werden ſich alle patrietiſchen Franzoſen freuen, daſs ſie einen ſo tiefen Philoſophen unter ſich haben. — Man hat auch noch ein Sprüchelchen von d'Arnaud, welches das Charakteriſtiſche der verſchiedenen Nationen bezeichnen ſoll, und alſo lautet:

Le travail du Germain, la raiſon de l'Anglois,

Le brillant d'Auſonie et le gout du François.

Das Letzte iſt nun in der That eine Naiveté, die gewiſs Niemand ohne Rührung wird leſen kön-

nen. Es hat indeſs auch dieſe Sache ihre ernſthafte Seite, indem nämlich alle dieſe Menſchen höchſt wahrſcheinlich in dem ſeltſamen Wahne ſtanden, wirklich etwas gesagt zu haben.

Gewiſſe Menſchen machen ſich geachtet, bloſs indem ſie vermuthen laſſen, was nicht da iſt.

Das Glück, das nur im Vergeſſen beſteht, iſt ein ſehr prekäres Glück; eigentlich beſteht jedes Unglück bloſs im Vergeſſen ſeiner Kraft.

Es iſt ungemein intereſſant, dem Fortſchreiten einiger neueren teutſchen Philoſophen zuzuſehen. Sollten wir uns einſt in der Geſammtheit ſo hoch geſchwungen haben, den Einen nach Würden zu ehren, ſo würden vielleicht dieſe Worte auf ſeinem Denkmal ſtehen müſſen: *Non reſpicit quid homines turpe iudicent, aut miſerum: non it, qua populus, ſed, ut ſidera contrarium mundo inter invadunt, ita hic adverſus opinionem omnium vadit.*

Für den Dichter, der, im ſtrengſten Sinne des Worts, für die Poeſie geboren iſt, und Alles nur in Beziehung auf ſeine göttliche Kunſt zu denken im Stande iſt, würde der Moment, wo er fände, es ſei gar keine Poeſie möglich, der Moment der Vernichtung ſein. — Und welcher Dichter kann ſich vor Zweifeln hüten? — Doch ſind es dieſe Zweifel, die, wenn er ſie mannhaft beſteht, ihn einſt zur vollendeten Wahrheit führen werden.

Will man den ganzen Zuſtand der jetzt herrſchenden bis zur Ueberſchwenglichkeit vollendeten Geſchmackloſigkeit in ein Paar kurzen, aber ungemein kräftigen Worten darſtellen, ſo darf man nur ſagen, daſs es wirklich noch Leute giebt, die Kotzebue für einen dramatiſchen und Lafontaine für einen romantiſchen Dichter halten. Nebenher kann man noch (um das Maaſs zu füllen) anführen, daſs auch Herr Falk noch hie und da für einen Satyriker gilt.

Wie unglücklich müſsten ſich doch die Meiſten unſrer Roman- und Schauſpielſchreiber fühlen, wenn ihnen einmal durch eine äſthetiſche Ukaſe die Worte: Tugend, Laſter, Herz und Leidenſchaft verboten würden. Zu welchen Hebeln würden ſie dann wohl ihre Zuflucht nehmen, wenn ſie von dieſen lieben Sächelchen nicht mehr reden dürften? — Wie würden ſie einen Tugendhaften ſchildern können, wenn ſie nicht mehr erzählen dürften, wie er ſich in unendlicher Mildthätigkeit ergoſſen habe, und nicht mehr am Schluſſe eines Kapitels ausrufen ſollten: Schaut, ſchaut das vortreffliche Gemüth!

Der ächt genialiſche Menſch iſt gewöhnlich noch witziger im Reden als im Schreiben. — In der That, unſrer an wahrhaft witzigen und launigen Schriften ſo armen Literatur würde geholfen werden können, wenn bei manchem Gaſtmale nur gleich ein Tachygraph aufzutreiben wäre, der die lieblichen Kämpfe des Witzes und des Humors nachzuſchreiben im Stande wäre. Selbſt Cicero und der Weimariſche Amanuenſis möchte wohl dazu nicht ſchnellfingrig genug ſein.

Es iſt faſt allen Menſchen eine gewiſſe — faſt möcht' ich ſagen — ſchändlich-gutmüthige Weichlichkeit eigen. Sie haben keine kräftige Wallung mehr, und zürnen nicht beſonders, aus Furcht, es könne ſie nachher gereuen und in ſchlimme Händel verwickeln. Sie verzeihen bald, wären ſie auch noch ſo arg beleidigt worden, weil ſie gern wieder in Ruhe kommen möchten. — Ihr ganzes Weſen iſt nur Eine Schwäche.

Wehe dem, für welchen Alles in der Welt nur Kleinigkeit iſt; er wird das verächtliche Leben nicht lange aushalten; aber doppelt wehe dem, für den es gar keine Kleinigkeiten giebt. Das wichtige Nichts wird ihn erdrücken müſſen.

Der merkwürdigſte Moment in der Verbindung zwiſchen Abälard und Heloiſen iſt mir immer der geweſen, wo dieſe Letztere ſagt: „Deum teſtem invoco, ſi me Auguſtus univerſo praelidens mundo matrimonii honore dignaretur, totumque mihi orbem confirmaret in perpetuo poſſidendum, carius mihi et dignius videretur Tua dici meretrix, quam Illius imperatrix." (S. die Ausgabe von Richard Rawlinſon, London 1718; Brief 11 p. 50.) — So oft ich bis zu dieſem Punkte vordrang, ſo oft muſste ich das Buch vor Erſtaunen bei Seite legen, weil es eine Empfindung in mir erregte, die wohl nur ſelten angeſprochen werden wird. Hier ſcheint mir die wunderbarſte Gränze vom Antiken und Modernen zu ſein. Es hat von Beidem ſehr Viel, und iſt doch weder das Eine noch das Andere.

Poeſie iſt ſchönes, freies Spiel mit dem Univerſum. Es wäre alſo weiter nichts zu erklären übrig, als was ſchön, frei, Spiel und Univerſum ſei.

Friedrich Schlegel ſpricht in dem Aufſatze über die Unverſtändlichkeit (Athenäum VI.) von der Ironie, und kommt dann auch auf die Ironie der Ironie, die er mit ſehr geiſtreichen Beiſpielen belegt. Noch rührender iſt es indeſs, wenn Andere, denen durchaus nicht Schlegels Geiſt beiwohnt, von der Naiveté reden, und durch ihr eignes Beiſpiel die Naiveté der Naiveté darthun. So zum Beiſpiel Marmontel, Blair, Moſes Mendesſohn, Riedel und Engel in ihren Definitionen von dem Naiven.

Manche neuere dramatiſche Stücke heiſsen wohl nur uneigentlich ſo, ſondern beſſer Stücken.

Möge die Kunſt auch das Schrecklichſte und Ernſthafteſte darſtellen, ſie muſs doch immer ſchön und Spiel bleiben. — Sollte indeſs wohl Klinger oder Iffland, die ich nirgends als hier, wo ſie die beiden Extreme bilden, zu vergleichen wagen würde, mit gutem Gewiſſen vor ihre Stücke (oder Stücken) das Wort Trauerſpiel oder Schauſpiel ſetzen können? Dem Einen iſt eine wunderbare Wuth nach der Schönheit eigen, um ſie gleichſam zu verzehren, und er wankt umher in trauriger Verworrenheit; der Andere befindet ſich in ſeiner gemüthlichen Schlaffheit und genügſamen Leere deſto beſſer. Die Schönheit hat er wohl niemals geſucht, oder es doch wenigſtens gar bald aufgegeben, ſie zu finden.

Man scheint jetzt ganz dahin zuarbeiten, die Wissenschaften und besonders die Philosophie in Romanen und Theaterstücken lächerlich zu machen; und dem Pöbel erscheint seine leere Unwissenheit, und fatale Unmöglichkeit, denken zu können, kurz seine überschwengliche Zufriedenheit, die durchaus nach keiner abstrakten Idee verlangt, so äufserst vernünftig, und ersprieslich, und zweckmäfsig, dafs er nicht ohne vornehmes Mitleid auf den Jüngling herablicht, der aus dem tiefen Bronnen der Philosophie zu schöpfen bemüht ist.

Fragment eines Gespräch.

A. Ach! wie viele erhabene Stellen hat doch der Don Karlos und der Wallenstein! wie manche, grosartige, kühne Idee! welch ein Pomp der Sprache! welch eine Fülle von Phantasie und Philosophie! Wer hier nicht exaltirt wird, der wird es nie!

B. Welch ein schönes Ganze ist doch der Egmont, die Iphigenie und der Tasso! — Wer hier nicht ruhig wird, der wird es nie!

Shaftesbury sagt, es sei die Feuerprobe der Wahrheit, wenn sie das Verlachtwerden aushalte. Allein das Verlachtwerden ist bei allem Schrecklichen, das es in sich fasst, doch immer nur ein momentaner Akt, dem man wol mit ziemlich mäfsiger Kraft begegnen könnte. Noch leichter zu ertragen wäre das Gehafstwerden; aber eine Feuerprobe giebt es doch: das Verachtetwerden. Erträgt sie auch das, dann ist sie gediegen!

Es ist ungemein lächerlich zu behaupten, der grosse Cervantes habe in seinem Don Quixote den unmässigen Hang seiner Landsleute zu der Lektüre der Rittergeschichten lächerlich machen wollen; eine Tendenz, ganz so gemein, dass sie von denen ausgeführt zu werden würdig wäre, die sie dem edeln Castilier zugemuthet haben! Dieser schrieb überhaupt wol nicht für seine Landesleute, sondern (wie das bei klassischen Gemüthern zuweilen der Fall sein soll) für die gesammte cultivirte Menschheit. — — Ich begreife überhaupt nicht, wie man beim Lesen dieses Buchs lachen kann. Ein edler Mensch, kühn, kraftvoll, erfahren, gleichmüthig, dessen flammende, sich immer nur um eine fixe Idee bewegende Phantasie mit der ärmlichsten Wirklichkeit zusammenstösst, sollte wol auf etwas ganz Anderes Anspruch machen dürfen, als — vornehm belacht zu werden.

Humor macht das Leben erträglich, wie der Sonnenstral die Kerkerluft.

Aus der höchsten, schneidendsten Antithese des Lebens mit der Idee entspringt der Selbstmord.

Dem eigentlichen Dichter kann das Leben nicht anders als ein sehr prekäres Ding erscheinen. — Abringen muss er es der Natur, dem Schicksal, den umgebenden Menschen, und — sich selbst. Und wenn es abgerungen ist? — dann ist es doch erst blos negativ da. Das Leben, als solches ist aber bestimmtes Gefühl eines mit freier Wahl be-

gränzten Daſeins. Um Dichter zu ſein, muſs er daher erſt ein neues ſchaffen.

Um ganz frei zu ſein, wird man vielleicht auch noch der Hoffnung entſagen müſſen.

Das Gefühl der Zweckloſigkeit iſt das Einzige, dem man keine Kraft entgegenſetzen kann; — es trägt den Keim der Vernichtung ſchon in ſich, wenn es nicht anders durch eine unendliche Bizarrerie möglich werden könnte, auch die — Zweckloſigkeit als Zweck an ſich zu betrachten; vor welcher Tollheit indeſs das gute Geſchick einen jeden Ehrenmann bewahren wolle, der ſeinen Verſtand liebt.

Schlechte Geſellſchaft, und beſonders die noch ſchlechtere als ſchlechte, die mittelmäſsige iſt freilich für den Moment immer das Allerentſetzlichſte, was die Imagination nur erſinnen kann; allein ſie hat das Gute, daſs ſie den Höchſtgebildeten wenigſtens für eine geraume Zeit zur Genügſamkeit zurückführt, die er nur zu oft überſchreitet, wenn er ſelbſt mit ſeiner eignen Geſellſchaft nicht zufrieden iſt, welcher Fall indeſs nur ſelten vorkommen mag.

Die meiſten unſerer Roman- und Schauſpielſchreiber haben nur zwei Methoden, die Tugend zu ſchildern, mit der ſie in ſo gewaltiger Schwere, ſchwanger gehen. Entweder dieſe Tugend iſt krampfhaft, oder (was noch ſchlimmer iſt) eine bloſse mechaniſche Fertigkeit. Es iſt evi-

dent, welch ein kraſſer Irrthum dieſen Vorſtellungen zum Grunde liege.

So ſehr ſich auch unſre meiſten Schriftſteller an dem männlichen Geſchlechte verſündigen, wenn ſie die Schilderung deſſelben unternehmen, ſo kommen ſie doch meiſtens noch ſehr gut weg in Vergleichung mit den Mädchen und Frauen, deren Charakterzeichnung in dieſe unzierlichen Hände fällt. Entweder Kotzebueſche Gurlis oder Lohenſteinſche Cleopatren; entweder lebendige Thränendrüſen, oder hölzerne Waſch-Maſchienen; entweder ſtrotzen ſie von konſiſtenter Häuslichkeit, oder von bleiernem Heldenmuth; entweder ſchwellen ſie wie liebliches Weiſsbrod von zarten Scherzen, oder ſie ſind aufgegangen im äſtheiiſchen Backofen zu einem ſentimentalen Pumpernikkel.

A. W. Schlegels Gedichte ſind wie ein klarer, geſunder und kräftiger Herbſtmorgen, Göthe's Lieder wie ein ruhig heiterer düftevoller Maiabend. Mit einem Maimorgen zu vergleichen find' ich keine, obgleich Tiecks Dichtungen eine ſtarke Annäherung dahin ſind. — Deſto mehr würde man in unſerer Literatur finden, wenn von einer Vergleichung mit naſskalten Novemberabenden, und ſiedendheiſsen Juliusmittagen die Rede wäre.

Die meiſten Menſchen betreiben die Tugend wie ein Handwerk; Wenige erheben ſie zur Wiſſenſchaft, noch Wenigere zur freien Kunſt.

Da man jetzt Miene macht, durchaus Alles zur Religion zu erheben, so wäre es gar keine üble Repressalie, wenn man sogar die Religion zur Religion zu erheben drohte.

Aufser den Poeten und Prosaisten giebt es noch eine Klasse; ich meine diejenige, welche die Prosa verachtet, und den heifsen Wunsch nach Poesie hat, aber immer nur im Streben begriffen ist. Dies ist die unglücklichste.

So ungemein schätzbar mir auch der Eifer der Gebrüder Schlegel ist, der wahren Poesie wieder aufzuhelfen, indem sie immer nur auf den einzigen durchaus vollendeten teutschen Dichter aufmerksam machen, so ist doch nur zu sehr zu fürchten, dafs die erschlaffte Menge sich auch an den Namen: Göthe gewöhnen werde. Man sollte diesen Namen nicht so häufig aussprechen, und den Juden folgen, die statt Jehova Elohim sagen, um Jenem seine ganze unendliche Heiligkeit zu bewahren. Ich würde für den Namen: Göthe, etwa Αὐτὸς oder Αὐτότατος vorschlagen.

Es ist doch in der That wol nicht ganz recht, dafs man sich jetzt hie und da so sehr bemüht, Herrn Wieland alles poetische Talent abzusprechen. — Auf die Nachwelt kommt er nun einmal doch, und wenn auch alle seine Widersacher sich dagegen stemmen sollten — denn sein Nahme steht im Wilhelm Meister, (Th. III, S. 51.) wo seine Verdienste angegeben werden.

Manche ehemals nicht unberühmte Schriftsteller nehmen oft ein trauriges Ende. Sie gehen aus, wie ein kleines übelriechendes Lampenlicht, z. B. die Herren Schink und Huber.

Schiller macht in seinem Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung (S. Horen 95. St. 12 und 96. St. 1) den Teutschen den nicht ganz gerechten Vorwurf, dafs sie so wenig wahrhaft naive Dichter hätten. Die Herren verbergen sich oft, wo man sie gar nicht suchen sollte. So wird es z. B. Niemand leugnen können, dafs Kotzebue's Vorrede zum Kind der Liebe, in der er sich mit Shakspear in Parallele setzt, die höchste Aufgabe des Naiven sehr befriedigend löse.

Manche armselige Romanschreiber, welchen man den Vorwurf macht, dafs die (sogenannten) Charaktere, welche sie aufstellen, immer dieselben sind, nehmen in der Verzweiflung zu einem Mittel ihre Zuflucht, mit dem sie in der That gar lange haushalten können. Hat man sich z. B. schon satt, und bersatt an ihren Alten im Negligé gesehen, so lassen sie sie hinfort nur frisirt erscheinen. Sie haben nur eine hölzerne Puppe, die sie aber jedesmal neu aufputzen, bald geben sie ihr eine Haarbeutelperücke, bald einen Tituskopf, bald polternde Husarenstiefeln, bald Schnäbelschuhe des Incroyables. Oder sie dichten diesem Holze gewisse Passionen an, entweder für Blumen, oder für alte Klassiker, (wobei eine weitläufige, verworrene Belesenheit sehr gut dargethan werden kann) oder, für Uhren allerlei Art, von deren Perpendikelschlägen sich allerlei grofsartige Metaphern für das liebe menschliche Le-

ben hernehmen laſſen. (Siehe die Romane der Herren Lafontaine und Starke.)

Im Neujahrstaſchenbuch von Weimar ſtehen auch Ideenſpiele. Allein wer ſo ſauer arbeitet, wie der Verfaſſer, ſollte doch ſein Verdienſt nicht ſchmälern, wenn er es ein Spiel nennt.

Die Zahl der Klotze und Götzen iſt allerdings in unſrer Literatur gewachſen. Wie kann man doch verlangen, daſs der ſtolze Feuereifer misikannter Gröſse, wie er in Leſſing glühte, nur jezt untergehen oder erkalten ſolle? Es dünkt mich ſehr ſchicklich, an dergleichen Beiſpiele zu erinnern, und ſie könnten leicht durch Bentlei, Dorville u. a. vermehrt werden, um die bösartigen literariſchen Necker und Stubenkläffer zu überzeugen, daſs es, dem Himmel ſey Dank! von jeher Männer gegeben hat, die mit niedriger Unwiſſenheit in offner Fehde ſtanden.

Man darf ſich nicht wundern, daſs die meiſten Aeſthetiken verunglückt ſind, da ſie nicht einmal ſich deutlich gemacht haben, was Poeſie ſei. Daſs ſie eine Nachahmung der Natur ſei, hat meiſtens einer dem andern nachgeſchrieben. Was iſt denn nun aber Natur? Marmontel antwortet: das allgemeine Syſtem der Dinge einer höhern Macht unterworfen. Wie könnten demnach doch wir damit ſchalten und walten? Was brächte unſre Nachahmung doch hervor? Wieder jenes Syſtem? So wären wir ja auch Schöpfer, nicht Nachahmer. Oder etwas, was nicht dieſes Syſtem wäre? So hätten wir ja der Natur nicht nachgeahmt. Ferner, was

heifst denn nachahmen? Wie mögt ihr doch, wenn ihr diesen Begriff festhaltet, von Verschönerung der Natur reden können? Es ist schwer zu begreifen, wie man die Freiheit des Producirens, die doch aller Poesie zum Grunde liegt, übersehen, und wie man, nachdem man diese übersehen und den Dichter zum Sklaven der Natur gemacht hatte, doch von einem Zwecke, oder gar von einem Gefallen, wie Marmontel, sprechen konnte. Hätte man nur die Natur des producirenden Vermögens genauer untersucht, man würde längst ein ganz andres Product, als Vorwurf der Poesie anerkannt haben.

Nicht ohne Ahndung, und mit umfassendem Blick wurde in dem Athenäum der Spinozismus als Quelle der Poesie angegeben. Denn nur dann wird man das Höchste ehren, wenn man das Kleinste zu beziehen weifs; nur dann wird Einheit in den Menschen kommen, die nur durch den Idealismus zum völligen Bewufstseyn erhoben wird, wenn jener grofse Glaube lebendiger wird, den Aeschylus, oder wer es auch sey, von welchem uns Clemens Alex. Stromm. s. das Fragment aufbewahrt hat, in folgenden Versen ausdrückt:

Χωρίζε τῶν θνητῶν τὸν θεόν, καὶ μὴ δόκει
Ὅμοιον αὐτῷ σάρκινον καθιζάνειν.
Οὐκ οἶσθα δ' αὐτόν· ποτὲ μὲν ὀρθὸς πῦρ φαίνεται
Ἄπληστον ὄρμῆ, ποτὲ δ' ὕδωρ, ποτὲ δὲ γοῦφον
Καὶ θηρσὶν αὐτὸς γίνεται πικρομφερής,
Ἀνέμῳ, νίφει τε κἀσταχῇ, βροντῇ βροχῇ.
Ὑπηρετεῖ δ' αὐτῷ θάλασσα, καὶ πέτρας
Καὶ πᾶσα πηγὴ χ' ὕδατος συρήματα.
Τρέμει δ' ὄρη καὶ γαῖα καὶ πελώριος
Βυθὸς θαλάσσης, κὠρίων ὕψος μέγα
Ὅταν ἐπιβλέψῃ γοργὸν ὄμμα δεσπότης.

Demnach hat, die Sache nur richtig verſtanden, kein Dichter gelebt, und wird keiner leben, ohne Spinoziſt zu ſeyn.

Die Gegner des kritiſchen Idealismus finden ſich beſonders dadurch beleidigt, daſs ſie verſichert werden, es ſey der Grund und Boden des Idealismus ein ganz andrer, als der, worauf ſie ſtehen, und er ſei ſo beſchaffen, daſs man von ihm aus das Gebiet, worin ſie ſich drehen, gar wohl überſchauen könne. Sie ſind ſo aufrichtig, zu geſtehen, daſs ſie auch dieſs nimmer einſehen, und begreifen; und der Idealiſt beleidigt ſie wieder, wenn er ihnen ſagt, er begreife gar wohl, daſs ſie dies nicht begreifen können, und die Aufrichtigkeit dieſes Geſtändniſſes ſei ſo wenig befremdend, als intereſſant. Das, was nun die Gegner vorbringen, iſt ſicher der Vorwurf des Egoismus, wodurch ſie, ohne es zu bemerken, geſtehen, daſs der Kreis ihres Beweiſens geſchloſſen ſei. Aber iſt denn Selbſtgefühl, und Selbſtſucht gar nicht unterſchieden? und wenn ihr das Recht zu haben glaubt, für eure vermeinte Ueberzeugung zu fechten, warum ſoll es denn der Idealiſt nicht haben, der ſein Recht noch überdies darthun kann? „Nicht uns!“ ruft ihr wieder. Das weiſs er ja wohl, und hat es ſchon geſagt. Wahrlich ihr könnt nicht rühmlicher vom Platze abtreten, als wenn ihr nun eure gerühmte Humanität ein bischen übt, ihn in Ruhe, und ſeiner Nemeſis überlaſst.

Raphael von Salvatara, oder der Mann ohne Liebe, iſt eine in der Romanenſündfluth ausgeſendete Taube, die mit einem Lorbeerreiſe wenigſtens zurückkehren kann. Nur ſol-

gender Wink ſtehe für den Dichter da, für den er gewiſs nicht bedeutungslos ſein wird: „Darf und kann das Schickſal das ſein, was einen Charakter, wie den des Raphael, der auf zwei Entgegengeſetzten ruht, ſynthetiſirt? das Vermittelnde und Vernichtende zugleich? In jedem Falle ſteht die Antitheſe zu ſchroff. Es iſt gleichſam eine Lücke da, die nicht ausgefüllt wird, in welcher der Charakter durch eine fremdartige Macht zuſammenſtürzt. Ferner: ſchweifet nicht ſo die Romantik etwas zu eigenmächtig in das Gebiet der Tragödie über?

Auch den wackern **Bernhardi** hat die Berliner kritiſche Sykophantenzunft angetaſtet. Er iſt, wie ſich ſchon aus dem Exempel, das er an **Rhode** ſtatuirt hat, ergiebt, ganz dazu gemacht, dergleichen **vollmäulige Gemeinheit** zu erdrücken, wenn er nur Ernſt machen will. Und möchte er es doch, damit fein licht kritiſcher Sinn mehr Feld und der wiſsbegierige Theil an Kenntniſſen gewönne!

Nicolai und alle, die jenen Cirkel bilden, der ſeinen Veteranenruf ſo jämmerlich ſchützet, ſind beim Lichte beſehn, doch nur Leute, über welche das Schickſal die Worte des Theſeus ausgeſprochen hat:

— — — σ' ὁ πλησίον χρόνος
Γέροντ' ἐμοῦ τίθησι καὶ τῶν ὧν κυρῶ.

Der gebildete Menſch thut dem ungebildeten, leeren Kopfe in jeder Hinſicht viel zu viel Ehre an, wenn er nur auf ihn hört. Denn er wird nur zu oft, da ihm theils aus Hypochondrie, von der wol kein Gelehrter ganz frei iſt, theils aus gewohnter Tiefſinnigkeit alles bedeutungsvoll erſcheint, den ſchlaffen Worten, die jener, wie Spreu um ſich herwirft, eine Beziehung leihen, die an und für ſich ſchon nicht anders als feindſelig ſein kann. — Gegen dieſe Menſchen ſo grob zu ſein als nur irgend möglich, iſt eine der erſten Pflichten gegen ſich ſelbſt. Sie können ſonſt durch ihre bloſse prekäre Gegenwart unſre Exiſtenz wenigſtens für den Moment zerſtreut und verwirrt machen; ein Gefühl, das der Strebende niemals ertragen kann noch ſoll! Deshalb iſt es denn auch nicht bloſs ſittlich, die Menge zu verachten, ſondern wahrhaft ſchön.

Es iſt niemals ſtolz, wenn der Dichter ſich mit andern vergleicht, und ſich weit über den und den ſetzt. — Nur wenn er das Hervorgebrachte mit ſeinem Ideal vergleicht, muſs er demüthig ſein, oder — er iſt kein Dichter.

Auch dem edlen Enthüller der Lehre des Spinoza, Friedrich Heinrich Jacobi, iſt in ſeinen Romanen das Unglück begegnet, (was ſchon ſo manchen andern teutſchen Romanſchreiber betroffen hat,) daſs er ſtatt Menſchen, nur Sachen aufſtellte. Iſt gleich Woldemar höchſt intereſſant, wenn er unglücklich iſt, ſo dankt er doch wol einen Theil von dieſem Intereſſe, dem Mitleide, das wir früher mit ihm hatten, als ihn der Verfaſſer bloſs zum Organ und Ableiter einer gewiſſen Philoſophie machte.

Niemals aber kann es ihm gelingen, uns für Henrietten besorgt zu machen, die durchaus kein weibliches Wesen, auch nicht einmal ein Schatten (wie Allwina) ist, sondern bloss einem aus den Wolken gehenden, geöffneten Munde gleicht, (wie man dergleichen auf alten Gemälden häufig antrifft) der indess viele sehr schöne Gedanken von sich hören läfst. Dafs es übrigens den Französischen und Italienischen Dichtern sehr häufig begegnete, Sachen für Menschen auszugeben, kann wol Niemandem neu sein, der mit der ungeheuern Menge der damaligen ästhetischen Falschmünzer bekannt ist. — Wer hat jemals Racine's Athalie, oder Corneille's August, oder Métastasios Titus für Menschen gehalten? Dieser Letzten bis zur Unausstehlichkeit grossmüthigen Sache, die sich auch zur grossten Pein in jedem Augenblick daran erinnert, sie sei tugendhaft, hat selbst Mozart durch seine Zaubermusik kein Interesse zu geben vermocht.

Die meisten unsrer grosen Dichter und Filosofen haben die Feuerprobe des Verkanntwerdens oft auf sehr lange Zeit aushalten müssen, aber um so geläuterter sind sie daraus hervorgegangen. Die prekärsten Naturen haben über sie in vornehmer Dummheit gelächelt, wobei die Natur gewifs den grosen Zweck hatte, Jene nach und nach mit einer undurchdringlichen, in sich vollendeten, eiskalten Verachtung gegen die Gemeinheit zu stählen.

Ein grosser Theil unserer Kraft und Fülle geht nur zu oft in traurigen Wallungen für oder wider eine Mittelmäfsigkeit verloren. Wir können keinen menschlichen Erdkloss liegen sehen, ohne ihn an

unſere Bruſt zu drücken, um ihn daran zu wärmen, wir wollen ihn mit dem Ueberfluſſe unſrer Liebe beſeelen. Natürlich gelingt es uns nicht, unmuthig gehen wir ab, und ein neuer Zeitraum geht verloren, in dem wir den Verdruſs zu vergeſſen ſuchen. Und doch geben wir die Reformationsplane mit der Mittelmäſsigkeit und Schlechtigkeit nicht eher auf, als bis der Tod ſeinen groſsen Reformationsplan mit uns ſelbſt ausgeführt hat.

Nichts iſt widriger als ein gewiſſer lauwarmer Halbſcherz, in welchem man dem Andern bittere Wahrheiten ſagt, ohne daſs er ſich eigentlich darüber erboſsen kann, weil man immer noch die Antwort im Hinterhalte hat: „Es war ja nur Scherz, mein Süſser!“ — Dieſe Art zu humoriſiren iſt wahrer Hochverrath an dem Witz, deſſen Heiligkeit man ohne dies ſchon beleidigt, wenn man ihn irgend einem Zwecke (ſelbſt einem gutmüthigen) ſubordinirt.

Die meiſten unſrer jungen Leute fangen an, ſich einer ſchlaffen Paſſivität hinzugeben, auf die ſie ſich, als auf etwas recht Poetiſches viel zu Gute thun. Die armen Schelme bedenken aber nicht, daſs die Paſſivität nur auf Poeſie Anſpruch machen kann, wenn ſie ein Produkt der Freiheit, oder aus der Activität gefloſſen iſt. Was übrigens den Spieltrieb betrifft, mit welchem äſthetiſchen Schneeballe man ſich jetzt auch gar gern zu werfen anfängt, ſo werde ich mich wohl hüten, irgend ein Wort darüber zu ſagen, da bereits Fichte darüber geredet hat. (S. das Ende des geſchloſſenen Handelsſtaats.)

Nichts ist mir immer ehrwürdiger gewesen, als die liebliche Gemüthsruhe, mit welcher die Deutschen ihren jungen aufstrebenden Dichtern entgegen kommen. Lob und Ruhm verweichlicht gar zu leicht; darum tadelt man sie sehr scharf, Reichthum und Ehrenstellen machen gar zu leicht stolz; darum läßt man sie sehr vernünftig darben. Uebrigens entgeht keinem ausgezeichneten Kopfe sein Lohn. Reiche Kaufleute lassen ihn zu Tische bitten — und es ist gewiss nichts mehr als sarkastische Verläumdung, wenn man behauptet, Jener solle dafür einige Kunststücke machen. Hat man nicht Beispiele, dass Grafen und Minister guten Dichtern auf die Schulter geklopft und gesagt haben: Ihre Trauerspiele sind gar nicht übel, es sind Stellen darin, die ich zweimal gelesen und mit dem Crayon angestrichen habe? — Wird so ein Dichter endlich alt und hinfällig, so findet sich gewöhnlich auch noch ein gutherziger Buchhändler, der seine Opera zusammendrucken, und das Porträt des Autors davor stechen läßt. Mehr kann doch in der That so ein Poet nicht verlangen, der doch auch nicht einmal ein nützliches Glied in der bürgerlichen Gesellschaft ist; — doch ist es nur zu wahr, dass es wunderbare Gemüther giebt, die selbst mit diesem Allen nicht zufrieden gestellt werden können.

Noch ist mir eine andre Eigenschaft meiner teutschen Landsleute sehr respektabel. Ich meine die, dass man von gewissen, sehr vorzüglichen Büchern durchaus keine Notiz nimmt, ehe sie nicht ein gewisses Alter erreicht haben. So erging es z. B. der unsichtbaren Loge von Jean Paul. Uebrigens bin ich gewiss, dass mancher meiner Leser recht angenehm dadurch wird überrascht werden, wenn ich ihm hier erzähle, dass Jacobi wirklich Allwills Briefsammlung, Schleyermacher Reden über die Religion, Hölderlin einen Hyperion und

Tieck aufser dem Franz Sternbald und andern, auch noch ein Werk herausgegeben hat, das den Titel führt: Fantafien über die Kunft. Es will verlauten, es fei im Jahre 1799 zu Hamburg bei Friedrich Perthes erfchienen.

Manche Romanenfchreiber fühlen fich nicht wenig gefchmeichelt, wenn man von ihnen fagt, fie feien der Natur recht nahe gekommen. Der Himmel bewahre indefs einen jeden rechtlichen Dichter vor einem folchen Lobe. — Die Kunft — (und die Poefie, alfo auch die romantifche, foll wirklich eine Kunft fein) — hat das ganz Befondere, dafs fie gern — künftlich ift, fo wie man es der Natur nachfagt, fie fei — natürlich; — welches freilich nicht jedermann einleuchten will.

Sollte indefs Jemand eine ganz befondere Freude daran finden, die Natur recht genau abgefchildert zu haben, fo darf man es ihm freilich nicht wehren, wenn er fich in der Stille daran labt; allein wenn er fie zur öffentlichen Befchauung darbietet, fo darf man ihm doch wol fagen: Votre feule nature eft presque infupportable!

„Die Vortrefflichkeit der Menfchen" (fagt Schiller) „beruht ganz und gar nicht auf der gröfsern „Summe einzelner rigoriftifcher moralifcher Handlungen, fondern auf der gröfsern „Congruenz der ganzen Naturanlage zu dem moralfchen Gefetz. . . . . — Man darf hoffen, dafs am „Ende der Kultur, wenn ein folches fich überhaupt gedenken läfst, wenig mehr davon die Rede fein wird." (S. Horen, 1796. III, 88.) Sollte fich dies fcharf-

ſinnige Urtheil nicht auch in anderer Hinſicht anwenden laſſen? z. B. — die Vortrefflichkeit der Dichter beruht keinesweges auf der gröſsern Summe einzelner rigoriſtiſch äſthetiſcher Ideen, ſondern auf der gröſsern Congruenz der ganzen Naturanlage zu dem äſthetiſchen Geſetz u. ſ. w.

Bekanntlich rücken ſeit einiger Zeit mehrere philoſophiſche und äſthetiſche Phalangen gegen Wieland, und die Berichte über den Ausgang der Treffen ſind oft ſehr verſchieden. — Man macht dieſen Geſchwadern den Vorwurf, ſie ſeien die erſten, die ein ſolches Unternehmen wagten, und wenn man an Leſſings Literaturbriefe erinnert, der eben nicht ſäuberlich mit ihm verfuhr, ſo erfolgt gewöhnlich darauf die Antwort, daſs dies zu einer Zeit geſchehen ſei, als Wieland noch die Feſſeln des Bodmeriſchen Geſchmacks getragen habe. Daſs es indeſs keiner genauen Unterſuchung werth ſei, ob ein ächtes Genie auch wol Feſſeln tragen könne, iſt gewiſs; denn an Göthe und Schiller will man dieſe Feſſeln nie bemerkt haben. — — Uebrigens iſt der Antagonism gegen Wieland auch dann nicht neu, wenn man den Leſſingiſchen nicht gelten laſſen will. — So ſtieſs ich z. B. vor Kürzem auf folgende Stelle, die nicht ſehr bekannt geworden zu ſein ſcheint: „Schon Plato und Xenophon malen uns den Sokrates verſchieden; aber man muſs beinahe ausſpeien *), wenn Wieland auftritt, und ſagt: Seht! den Kopf des Sokrates. Hier kann man wie Marcell dreuſt antworten: Wie? das iſt Sokrates? jener liebenswürdige Widerſprecher?

*) Wie würde man ſchreien über literariſchen Sanscülottism, wenn ein Neuer Schriftſteller ſich dieſes Worts bedienen wollte.

jener ehrwürdige Unwiſſende? jener feine Joniſche Geiſt? und der redlichſte Bürger, kurz! der Weiſeſte unter den Weiſen Griechenlands — das ſollte ihr Sokrates ſein? Nein! mein Herr! dieſer unausſtehliche Disputirer mit vollem Munde, dieſer lächerliche Weisheit- und Tugendkrämer, dieſer grobe Zänker, und miſanthropiſche Schimpfer iſt ein Geſchöpf neuerer Zeit, ein Weiſer aus Schweizeriſchen Republiken.“ — (S. Ueber die neuere teutſche Litteratur. 1767. Samml. II. S. 297.) — Und dies ſchrieb — Herder, — — der aber nur den Namen gemeinſchaftlich hat mit dem Herder, welcher im Jahre 1799 in den unendlichen Fluthen der dem Magus aus Norden entriſſenen Metakritik verſchwemmte.

Bekanntlich erzählt Jean Paul von dem guten Quintus Fixlein, (ſ. deſſen Leben, S. 80.) daſs er ſich zum Zeitvertreibe damit beſchäftigt habe, Errata zu ſammeln. Von einer ſolchen Geduld kann man freilich Vieles erwarten, ob es ihm aber wohl möglich ſein würde zu berechnen, wie oft in Lafontaines Romanen die Worte Tugend, Herz und Leidenſchaft vorkommen, oder wie viel Geld darin, zuſammengenommen, unter die Armen vertheilt wird, muſs ich billig bezweifeln, denn Eines Menſchen Kräfte möchten dazu wol nicht hinreichen.

Auch jetzt giebt es Nicolaiten, wie in den früheſten Zeiten des Chriſtenthums. Der Unterſchied iſt nur der, daſs Nicolaus, nach Clemens Alexandrinus, durch den Satz: man müſſe ſein Fleiſch misbrauchen, etwas Bedeutendes ſagte, das misverſtanden wurde, Nicolai aber noch nichts Bedeutendes geſagt hat, was verſtanden worden wäre.

Schauſpieler ſind nichts als Rechnungsführer über die aura popularis. Nur einer weiſs jetzt ſeine aura vitalis zu gebrauchen und zu berechnen. Es iſt Iffland.

Je eingefleiſchter in ſeiner Unwiſſenheit oft der einzelne Gegner des Idealismus iſt; deſto heiliger muſs dem Idealiſten das Schweigen ſein, wenn gleich die Folge davon iſt, daſs man ihn für bekehrt hält. Das Lachen entſchädigt doch einigermaaſsen für die Langeweile.

Herders erſte Vernunft- und Sprachverwirrende Predigt über Spinoza — (ſ. Jacobi's Br. über Spinoza S. 340.) — hat Jacobi glücklich und abſichtlich zerſtört. Die zweite über Kant und Fichte, oder was er dafür halten mag, hat eine ſolche Salbung von Langweile, daſs wohl kaum ſich jemand finden dürfte, der die Abſicht haben, oder dies Glück erringen wollen dürfte.

Man kann, den Spinozismus und Idealismus ausgenommen, alle Philoſophie Kaſuiſtik nennen. Immer nahm man nur einen Zweig des menſchlichen Wiſſens — einen Fall — und ſprach darüber in das Blaue hinein, ohne zu fragen, wie es denn nur überhaupt zugehe, daſs man darüber ſprechen, und ſo oder anders darüber ſprechen könne.

Unſre Literatur iſt das wahre Bild der ſtreitenden Kirche, und es verräth ſoviel Dummheit als böſen Willen, wenn man nicht arbeitet, daſs eine triumphirende daraus wird. Denn der Charakter

der Menſchheit iſt eben ein ewiges Abſondern, und darum ein Schaffen durch und aus Vernichtung. Wohlverſtanden iſt dies die wahre Schöpfung aus nichts.

Es iſt ein ſehr wahres Wort: der Prophet gilt nirgends weniger, als in ſeinem Vaterlande. Die Teutſchen lieferten von jeher die Beläge dazu. So mufste Leibnitz erſt nach Frankreich kommen, ehe die Teutſchen ihn zu achten wufsten. Doch fruchtet es nichts, dies im Allgemeinen zu ſagen; man mufs ihnen ein Bilderbuch, und noch gute Worte obendrein geben, wenn ihnen der Gedanke an die Möglichkeit ihres Werthes nur beigehen ſoll. Es ſtehe alſo als Beiſpiel hier etwas über die Theorie des Trauerſpiels. Ich leſe in *Johnſon's* biogr. of Milton: „*It could only be by a long prejudice and the bigotry of learning, that Milton could prefer the ancient tragedies with their encumberance of chorus.*“ *Home* in ſeinen Sketches of the hiſtory of man Vol. I. p. 201. ſagt: „*In a word, a Greek tragedy reſembles in every reſpect a hiſtory-painture, in which is repreſented ſome event known to all the world. Thus we ſee the ſame ſubject handled by different tragic writers, each ſhowing his genius in the manner of repreſenting it. Shakeſpear's hiſtorical plays are all of the ſame kind. But the entertainment afforded by ſuch a compoſition is far inferior to what ariſes from an unknown ſtory, when every incident is new, where the hopes and fears of the audience are kept in conſtant agitation, and where all is ſuſpended till the final concluſion.*“ Hieraus zieht er den Schluſs: *that delicacy of taſte and feeling were but faintly known among the Greeks, even when they made the greateſt figure.*“ Etwas verſchieden denkt darüber Polybius p. 56. τὸ γὰρ τέλος ἱστορίας καὶ τραγῳδίας ἀ ταυτὸν

ἀλλὰ τἐναντίον· ἐκεῖ μὲν γὰρ δεῖ διὰ τῶν πιθανωτάτων λόγων ἐκπλῆξαι καὶ ψυχαγωγῆσαι κατὰ τὸ παρὸν τὸς ἀκούοντας, ἐνθάδε δὲ διὰ τῶν ἀληθινῶν ἔργων καὶ λόγων εἰς πάντα τὸν χρόνον διδάξαι καὶ πεῖσαι τὸς φιλομαθοῦντας· ἐπειδήπερ ἐν ἐκείνοις μὲν ἡγεῖται τὸ πιθανὸν, κἂν ᾖ ψεῦδος, διὰ τὴν ἀπάτην τῶν θεωμένων, ἐν δὲ τούτοις τἀληθὲς διὰ τὴν ὠφέλειαν τῶν φιλομαθούντων, χωρὶς δὲ τούτων τὰς πλείστας ἡμῖν ἐξηγεῖται τῶν περιπετειῶν, ἐχ ὑποτιθεὶς αἰτίαν καὶ τροπὴν τοῖς γενομένοις, ὧν χωρὶς ὔτ' ἐλεεῖν εὐλόγως, ὔτ' ὀργίζεθαι καθηκόντως δυνατὸν ἐπ' ἀδενὶ τῶν συμβαινόντων. — Noch abgeſchmackter urtheilte der melodiſche Heldenfabrikant Metaſtaſio in ſeinen Annotazioni ſopra tutte le tragedie e commedie Greche, in ſeinen Op. poſtum. T. 2. wo er über eine Stelle in den Flehenden des Aeſchylus ſagt: „*queſto avvertimento*, (die Ermahnung des Danaus zur jungfräulichen Sittigkeit, 1003 ff.) *ai di noſtri parrebbe ſoverchio e ingiurioſo, ſupponendoſi, che le principeſſe reali ſono incapaci di muneare a'loro doveri:* (auf ſolchen Vorausſetzungen beruht eben die ganze Verwöhnung, die man jetzt Geſchmack nennt:) *ma nel ſecolo d'Eſchilo non vi erano ſuppoſizioni* (Doch! nur vernünftige) *e ſi rappreſentava la ſemplice natura, ch' è la delizia de' noſtri ſublimi letterati.*“ Ariſtoteles freylich meinte auch in ſeiner Dichtkunſt, welche für Metaſtaſio ein verſchloſsnes Buch war, Aeſchylus habe die Menſchen gröſser dargeſtellt, als ſie ſeyn könnten: aber das wuſste der Wiener Hofdichter beſſer. Leſſing, der Stolz unſrer Nation ging auf dieſen ſcharfſinnigen Mann zurück, räumte durch ſeine Hilfe allen Schutt, den beſonders die tragerirenden Thraſonen, die Franzoſen, herzugefahren hatten,

hinweg, und bahnte ſo den Weg zu einer genauern, kritiſchen Anſicht. Endlich ſtellte unſer Schiller einen Menſchen auf im Widerſtreite mit der Natur, die Freiheit kämpfend mit Nothwendigkeit. Eine genaue Prüfung fand, daſs der Gegenſtand der Tragödie allerdings ein Ringen mit dem Herrn ſey, wie Jacobi ſich ausdrückt, und —

„Lange ſteht es gedruckt, aber es lieſt es kein Menſch.“

Die Gegner des kritiſchen Idealismus werfen den Vertheidigern deſſelben beſonders übermüthige Anmaaſung vor. Wie wird man aber an dem Dogmatiker das nennen: „eine feichte, impoſant ſein ſollende Widerlegung herausgeben, des Plagiats obendrein überführt werden, über dieſe Beſchuldigung ſchweigen, und dennoch ſein Spiel forttreiben?“ —

Volenti non fit iniuria iſt eine Rechtsregel, die den Dogmatikern ganz entgangen ſein muſs. Würden ſonſt dieſe ſyſtematiſchen Herrn die Inconſequenz begehen, zu erklären, daſs ſie dieſen Unſinn gar nicht verſtehen wollen, und gleich darauf über Dunkelheit klagen?

Heraclit, ein Philoſoph aus Epheſus, ſchrieb ein ſo ſchweres Werk über die Natur, daſs er deshalb der Dunkle genannt wurde. S. Clem. Alex. Stromm. 5, 57. C. Colon. ed. Cic. Finn. 2, 5. Senec. ep. 12. p. 40. To. 2. Gronou. Sokrates gab es mit dem Urtheile zurück: ἃ μὲν συνῆκα, γενναῖα, οἶμαι δὲ καὶ ἃ μὴ συνῆκα· πλὴν Δηλίᾳ γε τινὸς δεῖται κολυμβητοῦ. S. Diog. Laërt. V. Socr. p. 102.

Steph. Als Fichte sein System zu begründen anfing, hielt man dies für Spafs. (S. seine Vorr. zur Wissenschaftslehre, S. 10. f.) Er bat zu glauben, und zeigte, dafs es ihm wirklich Ernst sey; und nun bezüchtigte man ihn der Arroganz, (s. Allg. T. B. Jahrg. 1801. Heft 1.) des Atheismus und Jacobinismus. (S. seine Streitschriften.) So bestätigte sich an ihm, was Plinius in seinen Briefen 1, 8. sagt: *homines, quum rem destruere non possint, iactationem eius incessunt. Ita si silenda feceris, factum ipsum, si laudanda, quod non scias ipse, culpatur.*

Seitdem die Biographien der Selbstmörder erschienen, haben die Lieblingsschriftsteller sich alle Mühe gegeben, in ihren Producten eine ausgehungerte, abgemergelte Menschheit darzustellen, die früher Wahnsinnige, späterhin Geister hiefsen. Die Lieblingsschriftsteller unsrer jetzigen Periode, um dies wieder gut machen zu wollen, mästen ihre Bücherwelt mit Tugend und Laster. Es wird eine grofse Aufgabe seyn, zwischen diesen beyden Extremen sich zu halten, und von der Mitte aus sich zu vollenden.

Ob sich wohl nicht das Schicksal dieser Fragmente errathen liefse? Ich will es versuchen, und die Leser danach klassificiren. Einige werden lachen; diese, wenn es nur nicht das blöde Lachen der Beschränktheit ist, meinen es gewifs gut mit den Menschen. Andre werden schimpfen und toben; diese sind noch nie zur Besinnung gekommen, und müssen überhaupt erst austoben. Noch andre werden ernst die Frechheit tadeln, dies alles so ungenirt hinzuschreiben. Diese könnten es wirklich gut meinen, und verdienen schon eine Antwort. Hier ist sie.

Was iſt frecher? Die aufgezeichneten Handlungen ſelbſt, oder das Aufzeichnen derſelben? Verſucht es nur anders zu handeln, und wenn man dann eben ſo fortſchreibt, ſo klagt über Frechheit. Oder ſprecht ihr etwa von Vaterlandsliebe, die in dieſen Noten ſchwerlich ſich zeigen dürfte? Nur die Thorheiten deſſelben kann ich nicht lieben. Dieſe liegen da, ich faſſe ſie auf, und jede Reflexion darüber iſt der Form nach pragmatiſch. Aber die Schonung? die Humanität? Nur reiner Wille, ſollte er auch fehl gehen, verdient Schonung; aber Humanität muſs gerade als ſolche ſich aller Beſtialität entgegenſetzen. Was, ihr Humanität nennt, iſt entweder ein leeres Wort, oder eine Paſſivität, die mindeſtens nicht ehrt. —

Was werden wohl die äſthetiſchen Keuſchheitswächter, die an der Lucinde beſonders ein Aergernis genommen haben, ohne ſie zu ahnden, zu folgender Aeuſſerung des jüngern Plinius ſagen, Brief 4, 14? *Ex quibus (hendecaſyllabis,* die er ſelbſt geſchrieben hatte) *ſi nonnulla tibi paulo perulantiora videbuntur, erit eruditionis tuae cogitare, ſummos et grauiſſimos viros, qui talia ſcripſerunt, non modo lasciuia rerum, ſed ne verbis quidem nudis abſtinuiſſe; quae nos refugimus, non quia ſeueriores (unde enim?) ſed quia timidiores ſumus. Scimus alioqui hujus opuſculi illum eſſe veriſſimam legem, quam* Catullus *expreſſit:*

Nam caſtum eſſe decet pium poëtam
Ipſum, verſiculos nihil neceſſe eſt:
Qui tunc denique habent ſalem et leporem
Si ſunt molliculi et parum pudici. vgl. 5, 3.

Die Schöngeiſter, für welche dies geſchrieben iſt, werden die Bitte, ſich dies verteutſchen zu laſſen,

vielleicht unhöflich finden. Uiberflüſſig iſt ſie auf keinen Fall.

Wie mag es doch kommen, daſs die aſcendentale Archimetrie Thorild's freundlicher von Herder begrüſst wurde, als der transſcendentale Idealismus? Iſt es die gröſsere Klarheit? - „Vom Ganzen und zum Ganzen, von Gott und zu Gott ſchwebt harmoniſch der Allblick.“ „Aber wer thut denn den Allblick?“ Und was denn, mit dieſem Allblick, kann man wollen? nur was Gott will, ſalus omnium omnis, alles Wohl aller, nach dieſem Ideal: jeder Weltkreis ein Himmel.“ Aber wer iſt dieſer Mann? wer ſind dieſe Alle? — Möchte doch darauf Herder, dieſer Engel des himmliſchen Tages, dieſer liebliche Prieſter, und Hierophant der Natur antworten!

Opfre den Grazien! war dem Griechen Religion; denn von ihnen kam, nach Pindarus, den Sterblichen alles Schöne und Holde. Unter uns iſt dieſer freundliche Cultus wo nicht ausgegangen, doch ganz eſoteriſch geworden. Zwar im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts trippelt eine halb verſchämte, halb prüde Hausarme in eine Vertugade geſchnürt das Publicum an, bittet arme Sterbliche um Mittheilung gütiger Gaben, und nennt ſich — Aglaja. Doch zum Glück findet ſich bei genauerer Beſichtigung, daſs es nur eine Pleiffennixe ſei, indem die heilige Dreiheit dort nicht weilt, auch ſich nimmer vereinzeln kann.

Der Menſchenverſtand hat ſeit mehrern Jahren ſo mit ſeinem Geſundheitsgefühl ge-

brüllet, dafs schon darum der Aufmerksame an der wahren Gesundheit derselben verzweifeln dürfte, wenn auch nicht andre Zufälle darauf führten. Vor nicht langer Zeit meinte er über Schauspielkunst zu reden, hat aber nur über ein ekelhaftes Schauspielerleben gefaselt, Trivialitäten, die er jetzt überhaupt für seine Erfahrungen ausgiebt, zerrieben, und als Schnupftabak präsentirt, dabei eine rothe Düte für eine hörnerne Dose ausgegeben. Noch sind die Aerzte uneinig, ob dieses Miserere sich bald heben lasse.

Seit den Streitigkeiten mit Schelling und Schlegel hat die Ienaische Literaturzeitung einen Moderantismus angenommen, der schon deswegen sich sehr schlecht ausnimmt, weil es der ganz alte Syncretismus ist, der sogar aus der Stoa Beweise für sich, wenn auch nicht für die vorliegende Sache, holt. So hat man an Fichte etwas mehr, an Göthe's Meister, und Schillers Wallenstein etwas minder merklich, fast mit einer tragicomischen Grofsmuth gezupft.

Wollte man Kotzebue's Octavia mit einem erläuternden Modetitel versehn, so könnte man ihn so abfassen: „Octavia, oder die Amme, wie sie sein sollte;" ein Gespräch in fünf Abschnitten.

Familiengemälde sind die Hausmittel, der dramatischen Dichtkunst unter den Teutschen abzuhelfen. Sie unterscheiden sich von den übrigen Schauspielen nur dadurch, dafs sie beabsichtigte, die letztern hingegen nur absichtslose Palingenelien unsrer

Erbärmlichkeit sind. Die Absichtslosigkeit ist das Schicksal, das darüber schwebt.

Unsre Aesthetiken sind Procrustsbetten, deren Verfertiger noch keinem Theseus unter die Hände gefallen sind.

Mit wahrhaft dickstirniger Unverschämtheit, und hartgesottnem Unverstande! — man verzeihe den entlehnten Ausdruck — ist in der allgemein. teutsch. Biblioth. dem Dichter Tieck auch jedes Talent abgesprochen worden. Sein Sternbald, und seine Genoveva bedürfen fremden Lobes so wenig, als sie über jede unverständige Schmähung erhaben sind. Auch in seinen kritischen Briefen, denen vielleicht Klarheit und Besonnenheit des Kunstrichtersinns abgeht, findet sich doch manche Ahndung, die leicht productiver machen dürfte, als irgend eine klein gekaute, löffelweis hingegebne Kritik der T. B. Arbeitete nur jeder so viel an sich selbst, es stünde wahrlich besser um uns.

Man spricht jetzt, wenn man sich nicht sicher weiss, von der Bescheidenheit, die man jedem schuldig sei, vielleicht grade, weil man selbst diese Tugend nicht kennt. Indessen finde ich eine Aeusserung des Realis de Vienna, oder M. Gabriel Wagner aus Quedlinburg zu Anfange dieses Jahrhunderts sehr anwendbar und belehrend. Ich setze sie aus den Briefen über Humanität, wo mehr von ihm zu lesen ist, her: „Bescheidenheit wird nur gegen ehrliche Leute erfordert; Irrende muss man unterrichten, nicht schimpfen; Bosheit aber muss mit Beschämung gestraft werden. Will man vorsetzliche Bosheit unterrichten, den Wolf

bitten, die Schafe nicht zu freſſen, ſo wird Bosheit durch die Ehre, und andre zu gleicher Bosheit geſtärkt. Bonis nocet, malis qui parcit. — Mit dem Senf der Beſcheidenheit iſt's ein herber Betrug, daran ein Aufrichtiger ſich nicht kehrt. Den Betrüger einen Betrüger zu nennen, gehört nicht nur zur Aufrichtigkeit, ſondern auch mit zur Freiheit; es iſt eine nothwendige Sache." Auch dieſer Realis klagte ſchon über die teutſche Niederträchtigkeit.

Als noch Schink die Leſſingiſchen Grundſätze über Dramaturgie in Umlauf ſetzte, und den franzöſiſchen Dünkel züchtigte, lieſs ſich noch etwas erwarten. Seitdem aber der Momus erſchienen, iſt auch zugleich mit ihm Schinks Traveſtie erſchienen, worin er ſelbſt, wie ein Irrlicht, erliſcht.

Der Aufklärungsſchwindel hat uns um den religiöſen Glauben gebracht, den der Grieche dem Göttlichſten und Höchſten zollte. Da ſitzen wir in dem vermeinten Aether, freuen uns behäglich der Klarheit, und merken nicht, daſs wir erblinden, und athemlos herabſtürzen müſſen. Durch Sehnen, Glauben, und Streben nur hängen wir mit dem Himmel zuſammen. Darum blühte die Kunſt in Griechenland, und die Religion der Kunſt. In dieſer erhabenen Kindlichkeit ſagt Sokrates in *Platons Jon*: διὰ ταῦτα ὁ θεὸς ἐξαιρούμενος τούτων (ποιητῶν) τὸν νοῦν, τούτοις χρῆται ὑπηρέταις καὶ τοῖς χρησμῳδοῖς καὶ τοῖς μάντεσι τοῖς θείοις, ἵνα ἡμεῖς οἱ ἀκούοντες εἰδῶμεν, ὅτι οὐχ οὗτοί εἰσιν οἱ ταῦτα λέγοντες οὕτω πολλοῦ ἀξίοι, οἷς τοῦ μὴ πάρεξιν, ἀλλ' ὁ θεὸς αὐτός ἐστιν ὁ λέγων, διὰ τούτων δὲ φθέγγεται πρὸς ἡμᾶς. Und: πάντες γὰρ οἱ τῶν ἐπῶν ποιηταὶ

οἱ ἀγαθοὶ ὐκ ἐν τέχνῃ, ἀλλ' ἔνθεοι ὄντες καὶ κατεχόμενοι πάντα ταῦτα τὰ καλὰ λέγουσι ποιήματα. Wie weit iſt es mit uns gediehen, da ein frecher, ſinnloſer literariſcher Paraſit, Merkel, es wagen darf, Göthe und Schiller zu meiſtern? So verſuchte einſt ein unheiliger Bube mit dem lebenden Vogel in der Hand das Orakel.

Der bekannte Boileau Deſpréaux, deſſen Dichtkunſt vielleicht nur zu bekannt iſt, nennte ſich in einem Epigramm einen vollenderen Kritiker, reimte ſogar folgende tolle Unverſchämtheit.

Pour mettre au bas de mon portrait,
Au joug de la raiſon aſſerviſſant la rime,
Et, même en imitant toujours original,
J'ai ſu dans mes écrits, docte, enjoué, ſublime,
Raſſembler en moi Perſe, Horace, Juvenal.

In der Berl. Ausg. wird ihm in der Vorrede doch Beſcheidenheit beigelegt. Und wir Teutſchen ſchämen uns nicht, ſolche platte Auffchneiderei vom Grund aus nicht zu verachten? Stellen ihn wohl gar als Muſter auf? Wurde doch auch Falk mit demſelben Gallicismus begrüſst!

Poeſie und Philoſophie ſind beide eine Anticipation, oder auch ein Bauanſchlag auf ferne Jahrhunderte. Seher, Weiſe, Wahrſager und Propheten waren daher Griechen und Hebräern früher angenommene Bezeichnungen derer, die ſpäterhin Poeten, und Dichter hieſſen.

Es giebt nur Ein Laſter — Gemeinheit; nur Eine Tugend — Entfernung vom Pöbel.

Es mufs tief unter unfrer Würde fein, gemeine Menfchen durch Scherz zu erfreuen.

Der Umgang mit Menfchen ift leider nur zu oft Entbehrung unfrer felbft.

Der bornirte Kopf hat nur Ein Mittel, den Zoll für fein Dafein abzutragen — Liebe und Achtung für die Gefammtheit; und ob fie gleich nicht erwiedert werden kann, und manche Höhere wol Beleidigung darin finden möchten, von ihm geliebt und geachtet zu werden, fo mufs er doch nicht ablaffen.

Nur der gemeine Menfch kann und darf nicht lieben; denn das, was er dafür ausgiebt, ift nie mehr, als eine verfteckte Wuth.

Unfre Theaterdichter machen es fich bekanntlich alle zur heiligen Pflicht, ihre dargeftellten Böfewichter im fünften Akte fo fchwer zu ftrafen als nur möglich, und ein grofser Theil des Publikums hat eine herzinnigliche Freude daran, wenn fie gar arg gepeinigt werden. — Ich bin indefs der feltfamen Meinung, dafs ein Böfewicht nur fo lange ein Gegenftand der Befchauung fein könne, als er glücklich ift; nachher verfällt er in die Kategorie der Jämmerlichkeit, in welcher er nicht mehr Anfpruch darauf machen darf, angefehen zu werden.

Der Menfch mufs, wie der neuere Aeftheiker, erft zerftören, dann bauen.

Es iſt das höchſte Zeichen von Schwäche, daſs wir ſo gern die höchſte, wenn auch rohe Kraft beſchauen, und nur aus dieſer Quelle flieſst die Duldung gegen die plumpe Ehrlichkeit, die unſer Theater ſo gern aufſtellt, eine Ehrlichkeit, ſo gemein, derb und langweilig, daſs ſie uns einen wahren Ekel davor einflöſsen könnte, beugte nicht auf der andern Seite ihre gänzliche Unbedeutenheit dagegen vor.

Wenn die ſogenannten Tugendhaften (d. h. ſolche Leute, die viel von ihrem Herzen und der Herzlichkeit ſelbſt reden, zuweilen auch an die alten Deutſchen, und wenn das nicht helfen will, an das ewige Leben erinnern, dabei gern eſſen und trinken) in unſern Dramen nicht durch die wenigſtens etwas intereſſanteren Böſewichter zu ſchaffen bekämen, ſo müſsten ſie wahrhaftig an der langen Weile ſterben, die ſie ſich ſelbſt machen würden.

So achtungswerth auch Rouſſeaus philoſophiſches Talent iſt, (von dem er beſonders im Contrat ſociale den vollgültigſten Beweis gegeben hat,) ſo kann man ſich zuweilen doch nicht enthalten über die precieuſe Miene zu lachen, mit der er oft ganz gewöhnliche, oder halbwahre, oder völlig ſchiefe Dinge an den Tag bringt. — Wenn er z. B. ſagt: „*Les femmes en général n'aiment aucun art, ne ſe connoiſſent à aucun et n'ont aucun génie. Elles peuvent réuſſir aux petits ouvrages qui ne demandent que de la legereté de l'eſprit, du gout de la grace, mais ce feu celeſte qui échauffe embraſe l'ame, ce genie qui conſume et devore, ces tranſports ſublimes, qui portent leurs raviſſement juſqu'au fond des coeurs, manqueront toujours*“ ſo kann man wol darin nicht viel mehr als

die Leichtigkeit bewundern, mit der sich dergleichen aussprechen läßt, ohne daß man fürchten müßte darüber zur Rechenschaft gezogen zu werden, weil die meisten Männer sich dergleichen Sottisen auf die Frauen gar gern gefallen lassen, indem sie dadurch an ihre selbst vergessene Vorzüge erinnert werden, und unter dem weiblichen Geschlechte nicht Schriftstellerinnen genug sind, die dagegen einzukommen wagen sollten.

Wenn aber Rousseau sich auch damit noch nicht zufrieden stellt, sondern noch weiter geht, indem er sagt: *Point de femme a grands sentimens, encore moins de bel esprit. Qu'elle ait assez d'esprit, pour Vous bien entendre; non pour raffiner sur vos instructions. — Préferez un caractère sûr à un caractère brillant* — so hätte er doch noch hinzusetzen sollen, daß er nur Französinnen kannte, auf die sich allenfalls das letzte Weidsprüchelchen anwenden lassen möchte, wenn man brillant durch: Schimmerreich und abgeschliffen übersetzen dürfte.

Es giebt ein Gefühl, das selbst noch tief unter der Verachtung steht — wo die Existenz des Andern gleichsam nur scheinbar obzuwalten scheint, wo uns nur das einzige Wort übrig bleibt, um unsre Empfindung über ihn auszudrükken: „Es kann von ihm die Rede gar nicht sein."

Unter den ästhetischen Problemen der Zeit wäre auch wol das: eine gute Satire auf die Satire.

Zufriedne Dummheit ist offenherzig; ängstliche Leere täuscht oft vollendet das Auge des Unvollendeten.

Unsre Literatur ist bekanntlich in einer grosen, oft sehr lächerlichen Krise. Allgemein anerkanntes Oberhaupt ist Niemand, weder in der Philosophie noch Poesie. Göthe, Fichte, Schiller u. s. w. werden von Männlein angegriffen, die dem barmherzigen Gott auf ihren Knien danken sollten, dass er sie wenigstens scheinbar existiren läst, und dass Jene sie nicht durch einen halben Hauch vernichten wollen.

Es machte mir oft in müsigen Stunden Freude, die Rollen der Heroen des Trojanischen Krieges unter die teutschen Philosophen und Dichter vom Rang zu vertheilen. Wie die Götter theilen sie sich in Dii maiorum et minorum gentium. Da war mir z. B. Achill Göthe, Patroklus Schiller, Priamus Kant u. s. w. Nur bei dem literarischen Plebs stiefs ich zuweilen an; wenigstens wurde bei der Vertheilung der Rolle des Therit meine Willkührlichkeit gänzlich gehemmt, da sie bereits durch den bekannten Berlinischen Buchhändler so ungemein glücklich besetzt worden, der sie auch, hoff ich, noch viele Jahre mit Glück bekleiden wird.

Nach Fr. Schlegel vertritt in den neuern Tragödien die Stelle des Schicksals: Gott der Vater; — öfter (möcht ich noch hinzusetzen) Gott der Sohn, oder gar der heilige Geist.

Wenn es mit der sogenannten Natürlichkeit auf unsern Bühnen fortgeht, wie es denn einen glücklichen Anschein dazu hat, so wird hoffentlich bald jetzt das natürliche Bedürfnis daselbst verrichtet werden dürfen, und die Natur wird sich bemühen, immer

noch natürlicher zu werden. Hoffentlich werden die Bewunderer dieſer Natürlichkeit nicht anſtehen, auch dies zu bewundern, und auszurufen: O Natur, Natur, du zeigſt dich in puris naturalibus! — o du verleugneſt dich doch niemals!

Es iſt mehr und weniger als Fantaſie, wenn man ſich bei den innern Gefühlen, die die Menſchen nicht treffen können, weil ſie keinen Reflex dafür haben, mit der Menſchheit abfindet.

Man muſs die Kunſt ganz allein um ihrer ſelbſt willen lieben, nicht um ſich zu ihr vor der Wirklichkeit zu flüchten.

Der wahre Dichter muſs erſt Vergeſſenheit aus dem Lethe trinken, ehe er an den Akt des Schaffens geht. Jede Disharmonie muſs erſt aus ſeiner Bruſt getilgt ſein, ehe er die Harmonie darſtellen kann.

In Göthe's Egmont iſt göttliche Gröſse mit menſchlicher Schönheit. Wie ein Adler taucht er kühn den einen Flügel in die Stralen der ihm befreundeten Sonne, und weht mit dem andern der Erde Kühlung.

Bekanntlich iſt nach Plato die Seele das immer durch ſich ſelbſt Bewegliche. — Ach! wie vielen Menſchen, die ſich ewig auf demſelben Flecke herumdrehen, ſpricht der Mann das Todesurtheil! —

Witz iſt Erhebung über das Sein.

Glückliche Menſchen gehen nicht durchs Leben, ſondern ſchweben hindurch. Nur müſſen ſie ſich vor dem Flattern hüten, damit die Pſyche den Schmetterlingsſtaub nicht verliere.

Was ſuchen die meiſten Leſer eigentlich in den Römiſchen und Griechiſchen Dichtern? — Dicta aurea und ſententias illuſtres, und dieſe werden ſorgfältig von ihnen mit rother Dinte unterſtrichen. Daſs dieſen alten Dichtern auch noch ein gewiſſes, höchſt wunderbares Etwas beiwohne, welches man Poeſie nennt, davon iſt nur ein dunkles Gerücht zu ihren Ohren gekommen, und wenn man ſie daran erinnert, ſo lächeln ſie dabei wie über ein Vorurtheil, das ſie mit Gottes Hülfe glücklich beſiegt haben.

Schrecklich iſt Shakſpear dem Kranken. Seine vollendete Kraft, ſein nerviges Leben, die gränzenloſe Fülle ſeiner Geſundheit, alles das tritt zurück, wie eine ſtralende Sonne vor das kranke Auge des Fiebernden, und es iſt geſchehen um ſeine Reſignation.

Leben iſt langſames Eilen nach dem was nicht da iſt, ſondern erſt geſchaffen werden muſs.

Freiheit iſt Gewiſsheit — die höchſte Freiheit iſt die höchſte Nothwendigkeit.

Wir werden zu der Idee des Ueberſinnlichen geführt, wenn wir die ſchauerliche Einſamkeit bedenken, in der wir uns mit der Natur befinden.

Wir haben ſchon einige Male den Franzöſiſchen Schriftſtellern zugehorcht, wenn ſie etwas recht Bedeutendes ſagen wollen. Am naivſten wird indeſs ihre Schwächlichkeit dann, wenn ſie ſich bemühen, die kräftigen Griechen darzuſtellen. Es iſt hier nicht die Rede von den Trauerſpielen eines Corneille, Racine, Voltaire, Crebillon u. ſ. w. von denen überhaupt gar nicht mehr die Rede ſein kann, da ſie längſt ſchlafen gegangen ſind; wir wollen es hier nur mit einem ihrer Hiſtoriker, Boſſuet *) zu thun haben, der den guten Griechen eine weitläufige Abhandlung gewidmet hat. Er ſagt, „es ſei ganz unglaublich, was die Philoſophie dazu beigetragen, um den griechiſchen Staat zu erhalten. Pythagoras, Thales, Anaxagoras, Sokrates, Archytas, Plato, Xenophon und Ariſtoteles, und eine Menge von andern Philoſophen erfüllten Griechenland mit guten Vorſchriften." — *Il y avoit des extravagans, qui prirent les noms des philoſophes: mais ceux qui étoient ſuivis, étoient ceux qui enſeignoient à ſacrifier l'intérêt particulier, et meme la vie, à l'intérêt général et au ſalut de l'etat, et c'étoit la maxime la plus commune des philoſophes qu'il fallait ou ſe retirer des affaires publiques, ou n'y regarder que le bien public.*

War es vorhin nicht möglich, daſs irgend einer unſerer modernen aufgeklärten Candidaten mit gröſserem Anſtand und Pathos über die ſogenannte praktiſche Lebensweisheit reden konnte, ſo ſehen ſich nun mit einem Male auch die Hiſtoriker überwunden, die über die Maxime der Griechiſchan Philoſophen immer noch nicht auf das Reine kommen konnten. Jetzt aber wendet er ſich zu den Dichtern: *Pourquoi parler des philoſophes? Les poetes mêmes qui*

*) Jacques Benigne Boſſuet, geboren zu Dijon 1667. ſtarb als Biſchof von Meaux zu Paris, im Jahre 1704.

étoient dans les mains de tout le peuple, les instruisoient plus encore qu'ils ne les divertissent. Le plus renommé des conquérans regardoit Homère comme un maître, qui lui apprenoit à bien regner. Ce grand poete n'apprenoit pas moins à bien obéir, qu'à être bon citoyen. Lui et tous d'autres poetes, dont les ouvrages ne sont pas moins graves, qu'ils sont agréables, ne celèbrent que les arts utiles à la vie humaine, ne respirent que le bien public, la patrie, la société et cette admirable civilité, que nous avons expliquée. *) Armer Homer! ist es nicht genug, dafs du in deinem Leben dem drückendsten Mangel ausgesetzt warst, und niemals Heimath finden konntest auf dieser Erde; — mufs man Dich nach Deinem Tode noch zum moralischen Schulmeister kreiren!

Viele neuere Dichter sind noch im Kämpfen, einige Wenige im Siegen, nur bei dem einzigen Göthe scheint auch von dem Letztern schon lange nicht mehr die Rede sein zu können. Nur bei dem Werther war er vielleicht noch im Siegen begriffen; sonst hat er gewifs niemals Dichter sein wollen, sondern ist es immer gewesen.

Die meisten Menschen sind wie eingemauert in ihre Subjektivität, von der sie sich niemals erheben und anschauen können. Daher wird denn auch wol noch eine lange Zeit der transscendentale Idealism für einen geschlossenen Zirkel allein sein, weil die Na-

*) Da der Bossuet nur in wenigen Händen ist, so wird man diese etwas weitläufigen Excerpte schon um deswillen verzeihen, wenn man auch auf ihre relative Wichtigkeit nicht Rücksicht nehmen sollte. Ich übersetzte sie nicht, weil immer, auch durch die beste Uebersetzung, viel verloren geht, und ich unter meinen Lesern wol nur Wenige annehmen darf, die der Französischen Sprache nicht mächtig wären.

nur dieſer transſcendentalen Betrachtungsart darin beſteht, daſs in ihr, auch das, was in allem andern Denken, Wiſſen oder Handeln das Bewuſstſein flieht, und abſolut nicht objektiv iſt, zum Bewuſstſein gebracht und objektiv wird, kurz, in einem Sich-ſelbſt-Objektivwerden des Subjektiven. (S. Schellings Syſtem des transſcendentalen Idealism.)

Wenige teutſche Schriftſteller haben eine Ahnung von der urſprünglichen Nothwendigkeit und beſtimmten Begränzung des deutſchen Styls. Man lacht über Lohenſteins Schreibart im Arminius, und oft mit groſsem Recht; allein ehe man lacht, könnte man noch gar Vieles von ihm lernen. Denn in der That: dieſer langgeſchweifte Periodenbau, dieſe ſich in einander windenden Sätze, die er mit ſo künſtlicher Ründung zu einem Punkte zu vereinigen wuſste, haben bei aller Schwerfälligkeit, (von der ſein Genie die Sprache nicht befreien konnte) doch jene urſprüngliche Teutſchheit und geben eine Idee von dem, was der teutſche Styl hätte werden können. Wer fühlt nicht Ekel vor der Schreibart unſrer meiſten neuern teutſchen Autoren? Entweder ſie iſt weichlich bis zur Erſchlaffung — (*Nec effeminatam levitatem nec fuco eminentem colorem amet; ſanguine et viribus niteat.* Quinctilian. VIII, 3.) — oder von einer unächten Wuth nach Kräftigkeit aufgeſchwellt, durch mühſam zuſammengequälte Gleichniſſe und dickleibige Metaphern überladen — (*Unum quodque genus cum ornatur caſte pudiceque, ſit illuſtrius; cum fucatur et praelinitur, ſit praeſtigioſum.* Gellius VII, 11.) —oder ſie ſchweift umher, und verirrt ſich, von der unbeſtimmten Hand des Schriftſtellers geleitet, in undeutliche Figuren, verwiſchte Bilder, und blumenreiche Geheimniſſe — (*Qui nihil tranquille, nihil leniter, nihil definite, diſtincte poteſt di-*

cere, is, cum non praeparatis auribus inflammare rem coepit, furere apud sanos et quasi inter sobrios bacchari vrepulentus videtur. Cicero*) —)

Manche Autoren suchen eine ganz besondere Grazie in einem zerhackten, verstümmelten Styl, wo sie die Periode, wie einen Bandwurm, in viele kleine unansehnliche Stückchen zerlegen. Wer indefs den teutschen Styl am bedeutendsten vordorben zu haben scheint, das ist der Mann, den — man nicht tadelnd aussprechen darf, ohne von der grämlichen Parasitenhorde seiner Anhänger für einen revolutionären Enragé verschrieen zu werden. — Göthe hat seitdem die teutsche Sprache zu einer so kräftigen Einfachheit zurück geführt, dafs wohl nur wenig mehr für sie zu thun ist. Der Styl im Werther war die Propädevtik zu dem bis zur wahrhaften Göttlichkeit vollendeten im Wilhelm Meister. (Ich hätte mir allenfalls diefs letzte Urtheil ersparen und blofs erzählen dürfen, was nicht so bekannt ist, als es zu sein verdient, dafs einige Recensenten den Styl im Wilhelm Meister kalt genannt haben, welche überschwengliche Naivetät schon hinlänglich mein voriges Urtheil bestätigt.)

So wie wir auf unsern Bühnen nicht über die Religion spotten dürfen, so sollten wir es auch niemals über die Poesie, selbst nicht über ihre schlechten Priester. Der Pöbel ist für dergleichen Gemeinheit nur zu sehr empfänglich. Wem mufs nicht der sogenannte Dichter im schwarzen Mann, dieser sonst nicht unwitzigen Posse, widerlich sein? Be-

*) Auch bei aller Anstrengung, die Citate zu häufen, werde ich doch den Weimarischen Amanuensis, mein grofses Muster, nicht erreichen, weder in Hinsicht der Menge derselben, noch in Rücksicht auf die Mühe, die der seinigen nur zu wenig gleichkommen mag.

kanntlich ist der Verfasser dieses Lustspiels der in seiner Art durchaus nicht zu verachtende Gotter, der aber — die Götter wohl nie gesehen hat.

Eine der gewöhnlichsten Fragen gewöhnlicher Kritiker ist die, ob auch der Charakter und die Begebenheiten gehörig motivirt sind? Ist dies mit Ja zu beantworten, sei es nun auch so derb und grob geschehen, als möglich, so sind die guten Leute schon zufrieden gestellt. Daher erzählen denn auch die meisten Romanschreiber sehr ausführlich, wie der Hofmeister des Helden den zarten Knaben gebildet habe, um daraus zu beweisen, dass der theuere Mann durchaus nicht anders habe werden können, sondern gerade so einschlagen mufste. — (Wobei indess seltsamer Weise zu erzählen vergessen wird, wie der Hofmeister nun gerade auf diese Educationsmethode gekommen sei, und um das zu ergründen, müsste denn auch von seiner Erziehung die Rede sein, und von der seines Vaters, Grosvaters und so ins Unendliche fort, damit auch der leiseste Zweifel irgend eines skrupulösen Lesers hinlänglich gelöst werde) — Warum ist man nicht offenherzig, und nennt solche Erzählungen geradezu Educationsromane oder pädagogische Novellen?

Es begreift sich indess leicht, dass durch diese Zufriedenstellung des prekären, gemeinen Verstandes das letzte Fünkchen von Poesie, das den Verfassern solcher unromantischen Romane noch beiwohnt, durchaus verloren gehen müsse. Diese Barmherzigkeits-Motivirungen tragen einen Theil der Schuld an der unglücklichen Prosa, welche die meisten Französischen Romane und Dramen, wie ein kaltes Fieber, durchfröstelt. Es ist überhaupt eine ganz eigne Frage: Warum ist der Held gerade so? warum liebt ihn die Heldinn? wie kommt er zu seinem finstern, melan-

cholischen Charakter, und sie zu ihrem sanften, heiteren? — O ihr fragsüchtigen, unpoetischen Creaturen, (könnte man hier wohl antworten, wenn nicht in der That jede zornige Aufwallung gegen solche Leute eine zu grosse Herablassung wäre) diese Charaktere stehen in kühner *Freiheit* auf ihrem Charakter allein, und lassen sich keinen von aufsen her hineinpfangen, sie beharren in ihrer selbeigonsten Individualität, weil sie jede andere verschmähen.

Dem historischen Styl (sagt das zweite Heft des Athenäums) gyps eine nackte Gediegenheit, grosartige Fröhlichkeit und erhabene Eil beizumischen. — Man hat darüber gar sehr gelächelt, welches indefs ganz in der Ordnung ist, weil man über alles lächelt, was neu, und in bestimmter, kräftiger Kürze gesagt wird. Will man sich aber redlich davon überzeugen, dafs es doch wohl ein wenig mehr als Bombast sei, so beliebe man nur — um doch einmal eine Abwechselung in die Lectüre zu bringen — die Erzählung des Cajus Cornelius Tacitus*), von dem Tode des Kaisers Otho zu lesen, zu studiren, und wo möglich denn noch einmal das Ganze einem vernünftigen Freunde vorzudeklamiren; und man wird inne werden, dafs es doch wohl mit der historischen Schreibart so ziemlich auf das Schlegelsche Dictum hinauslaufen möchte.

---

*) Und doch lebte dieser Tacitus bekanntlich erst am Ende des ersten Jahrhunderts — (Er war unter dem Klaudius geboren und unter dem Nerva Konsul) — aber er hatte sich vor der nahenden Geschmacksverwirrung ritterlich zu verwahren gewusst. — Beiläufig: Warum ist unter den Römern, die unsrer Bühne so manchen Helden gezollt haben, dieser Otho so ganz vergessen? — Sollte das Schicksal, das ihn bestimmte, nicht einen würdigen Stoff zur Tragödie geben?

Fontenelle ſchrieb eine Eloge auf Leibnitz. Welcher jetzige Franzöſiſche Gelehrte wäre wol würdig, eine auf Kant oder Fichte zu machen! — Uebrigens könnte man bei einem ſolchen Verſuch manches aus der Fontenelliſchen Eloge ſtehen laſſen. Z. B. *On ne ſent aucune jalouſie dans —. Il excite tout le monde à travailler, il ſe fait des concurrens, s'il peut* u. ſ. w.

Facit indignatio verſus, ſagt bekanntlich Juvenal, und ſchlieſst ſich dadurch ſehr offenherzig von den Dichtern aus. Ein ſtrenges Gemüth, das die Verderbniſs der damaligen Zeit mit Unmuth anſah, muſs ſchon an und für ſich Intereſſe erregen, und dieſes wird durch die klare Anſicht der Dinge, in die ſich nur ſelten eigne Individualität miſcht, erhöht. Er fühlte einen innern Drang, ein ſtarkes Wort zu ſeiner Zeit zu ſagen, und um demſelben mehr Eingang und leichteres Verſtändniſs zu verſchaffen, wählte er die Jamben, eine Versart, die ganz für die Sermonen paſst. (So ſollte man billig, wie bei Horaz, ſtatt „Satiren" ſagen.) Denn es kann wol keinem Zweifel unterworfen ſein, daſs die ſubjektive Satire d. h. die Indignation unpoetiſch ſein muſs, weil jede Poeſie ein Anſchauen des Stoffs mit Freiheit vorausſetzt, die durch die innere Wallung des Zorns aufgehoben wird. — Wie ein Fremdling aus einer andern tugendhaftern Welt, tritt er unter das ſchlafſe Volk und ſchüttelt es mit kräftiger Faust. — Auf Poeſie hat er gewiſs niemals Anſpruch gemacht; er ſchaut an, lehrt und zuweilen tröſtet er auch. Bei dem erſtern lieh ihm vielleicht die unmäſsige Indignation, die ihn ergriffen, eine zu ſchwarze Brille, denn er leert oft alle Farben, um nur ſo dick als möglich aufzutragen; welches er beſonders in der ſechsten Satire, die bekanntlich die Römiſchen

Damen betrifft, bis zum Ekel gethan hat. Seine Lehrart ist gleichsam dogmatisch mit der Quintessenz der Stoa gewürzt *). Auch als Tröster ist er hart, rauh und unfreundlich, und über den ganzen Menschen werfen besonders die Worte

— — — — — „*Cur tamen hoc tu*
Evasisse putes: quos diri conscia facti
Mens habet attonitos, et surdo verbere caedis
Occultum quatiente animo tortore flagellum?
Poena autem vehemens ac multo saevior illis,
Quas et Caeditius gravis invenit et Rhadamanthus,
Nocte dieque suum gestare in pectore testem"

die er dem Calvin zuruft, damit er sich dadurch erhöhe, den Verlust von 10 Sestertien zu verschmerzen, die ihm ein treuloser Freund unterschlagen hatte, ein ganz besonderes Licht. Auch der Tod Juvenals ist äufserst charakteristisch. Suetonius Tranquillus sagt von ihm: Senio et taedio vitae confectus properantem spiritum cum tussi exspuit, welches durch jede, auch die beste Uebersetzung an Kraft und Kürze verlieren müfste.

Suetonius erzählt vom Nero, er habe das Lieblingssprichwort gehabt: Τὸ τεχνίον πᾶσα γαῖα τρέφει — ein gutmüthiger Irrthum, dem man ihm aber wol verzeihen mufs, da er — Teutschland nicht kannte.

Es ist keine neue Klage, dafs wir Teutsche nur sehr wenige Sinngedichte haben. Denn wenn gleich die Beckerschen Almanache gar oft ein gewisser Haug durchgeht, so ist es doch wahrlich nicht

*) Wenn er gleich das Gegentheil selbst behauptet: *Qui nec Cynicos, nec Stoica dogmata legit.* Sat. 13. v. 120.

der rechte Hauch, der sie beseelen sollte. Auch kann von Einem wol nichts Gutes kommen.

In den Bürgerschen Almanachen spukte ehemals gewaltig ein gewisser Menschenschreck. Es ist aber doch wol nur ein blinder Lärm mit diesem gigantischen Namen, denn er schreckte wol nur alte Frauen; ihn selbst aber scheinen die Menschen in der That sehr geschreckt zu haben.

Sehr viele Menschen denken sich noch immer die Poesie als ein unbegreifliches Etwas ausser ihnen, das sie zu suchen haben, und vergessen dabei gänzlich, dass ihr tiefstes Innere allein, oder kürzer Sie selbst Poesie sein müssen. Es giebt keine Poesie, ausser die im Menschen wohnende. — Da nun eine nicht eben geringe Anzahl von Erdenbürgern dieses Etwas nicht in sich selbst zu verspüren, und auch nicht ausserhalb aufzutreiben vermag, so entsteht daraus der ästhetische Skepticism und Indifferentism, der zuletzt, wenn der Ingrimm wächst, in das vollendete antipoetische Princip übergeht, und dem eigentlichen Atheism Thür und Thore öffnet. Ich kann mich bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, mein Buch mit einer Stelle aus Fichte's Appellation an das Publikum zu schmücken. Es heisst daselbst S. 42. ff.

„Wer nicht eher glauben wollte, dass er friere, oder erwarme, bis man ihm ein Stück reine substantielle Kälte oder Wärme zum Zerlegen in die Hände gehen könnte, über diesen würde ohne Zweifel jeder Vernünftige lächeln; wer aber einen auch nur im Mindesten ohne Beziehung auf unsere moralische Natur entworfenen, und von ihr im kleinsten Stücke unabhängigen Begriff vom Wesen Gottes verlangt,

der hat Gott nie erkannt, und ist entfremdet von dem Leben, das aus ihm ist."

Die Anwendung dieses Satzes auf die Poesie bleibt dem Leser selbst überlassen, der sie entweder durch sich selbst wird machen können, oder gar nicht.

Das traurigste Lob für ein Trauerspiel ist sicher das: es sei recht viel dabei geweint worden.

Es ist nicht gut, wenn ein Gedicht, besonders ein dramatisches, viele, wenn auch vortreffliche Motto's und Sentenzen darbietet, die beinah immer nur des Dichters Persönlichkeit verrathen. Der kräftige Sophokles hat wenige oder gar keine Motto's, der weiche Euripides schwimmt in einem Meere von schönen Sprüchen.

Der gebildete Mensch ist im eigentlichsten Sinne des Worts Herr über sein Leben und seinen Tod. Durch Vereinigung aller Kräfte in Eine kann er berechnen, wie lange die emporgetriebene Flamme brennen, und welcher höchst mögliche Grad sie auslöschen werde. Der willkührliche Akt, den gesammten Lebensprozeſs (im Erkennen, Schaffen und Thun) dahin zu steigern, dass der Moment vorauszusehen wäre, in welchem diese Flamme in sich selbst zusammensänke und verlöschte, dies wäre, dünkt mich, der eigentliche Selbstmord, bei dem zwar nicht von Gift, Dolch oder Pistolen, wol aber von einer wahrhaften Handlung die Rede sein könnte.

Es liefse sich die Frage aufwerfen, ob man sich, um das gänzlich verlorene Interesse am Leben wieder zu gewinnen, nicht beinah Alles erlauben dürfe? Leben ist Mittel und Zweck zugleich. Deshalb möchte vielleicht in diesem einzigen Falle nicht davon die Rede sein können, dafs es unerlaubt sei, schlechte Mittel zu guten Zwecken zu gebrauchen.

Es ist bisher über Shakspear gar Vieles gesagt worden, unter dem sich Schlegels und Tiecks Bemerkungen — (ich meine des Letztern Briefe über S. in seinem poetischen Journal; — St. 1. S. 18-80 — nicht aber die Einleitung zu seiner Uebersetzung des Sturms) — wie es sich von selbst versteht, sehr auszeichnen. Das meiste Uebrige ist oft ganz unaussprechlich abgeschmackt, und es giebt Leute, die sich mehrere dreifsig Jahre mit Shakspear beschäftigt haben, und doch niemals das Glück erhalten konnten, seinen Geist habhaft zu werden. Diesen unendlichen Geist ganz auszusprechen, war nur Göthe'n beschieden, der in Wilhelm Meister (Th. II. S. 132. ff.) folgendes Erschöpfende sagt: „Seine Stücke scheinen ein Werk eines himmlischen Genius zu sein, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die gelindeste Weise bekannt zu machen; es sind keine Gedichte; man glaubt vor den aufgeschlagenen, ungeheuern Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust, und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert. Es scheint, als wenn er uns alle Räthsel offenbarte, ohne dafs man doch sagen kann: Hier oder da ist das Wort der Auflösung. Seine Menschen scheinen natürliche Menschen zu sein und sind es doch nicht." Wer es wagen sollte, hiezu noch etwas zu fügen, der könnte es auch wagen, eine Ilias nach dem Homer, oder — (was mir noch weit mehr zu sagen

ſcheint) — einen Wilhelm Meiſter nach Göthe zu ſchreiben.

Der Verfaſſer eines Aufſatzes im Archiv der Zeit: (Sept. 1800) Das Bildnis von Göthe, behauptet S. 237. Göthe habe in ſeiner Iphigenie mit dem Euripides gerungen. Dies iſt ein Irrthum. Man ringt nicht mit einem Künſtler, dem man ſo ſehr überlegen iſt, als unſer teutſcher Dichter dem Griechiſchen. Ja, ſollte es Göthe'n einmal gefallen, den König Oedipus zu bearbeiten, dann könnte wohl von einem Ringen mit Sophokles die Rede ſein, und es würde gewiſs eine hohe Aufgabe für die Kritiker ſein, die Frage zu löſen, wer von den beiden Heroen im Kampfe geſiegt habe. Der Verfaſſer dieſes ſonſt rechtartigen Aufſatzes über das Gemälde von Bury bereite ſich nur einmal den luxuriöſen Genuſs, beide Werke hinter einander zu leſen, und er wird die evidente Superiorität des teutſchen „Statthalters der Poeſie auf Erden" anerkennen müſſen.

So wenig ſich auch der Dichter in den Charakterbildern ſeiner Fantaſie verlieren, und ſo wenig er auf den Namen eines Dichters Anſpruch machen darf, wenn er auch nur das kleinſte Fragment ſeiner Individualität auf dieſe Bilder übertragen ſollte, die nur dadurch poetiſch werden, daſs ſie frei da ſtehen; eben ſo wenig wird er indeſs irgend einen kräftigen Charakter darſtellen können, wenn er ihn nicht ſelbſt beſitzt, oder ihn wenigſtens in gewiſſen Momenten durch die Gewalt der Fantaſie ſich anzueignen vermag. Der Hiſtoriker befindet ſich dabei in noch gröſserer Verlegenheit, denn als ſolcher, darf er auf jene Momente nicht An-

ſpruch machen, und er wird eine ſehr traurige Figur machen, wenn er nicht durch ruhige Anſchauung die Superiorität über die Perſonen beſitzt, die ihm das rohe Chaos der Geſchichte oft nur in verwiſchten Bildern zur Darſtellung bietet. Ich will von keinem teutſchen Hiſtoriker reden, den ich tadeln müſste, weil der Handel mit Individualitäten mir verhaſst iſt. Ich will nur an den edeln Johannes Müller, den gröſsten der teutſchen Hiſtoriker, erinnern, deſſen ruhig kräftige Individualität ſich ſchon in ſeinem Styl offenbart, der bis dahin (in dieſer Art) vielleicht noch unübertroffen iſt.

Wehe indeſs den Helden der Vorzeit, wenn ein unglücklicher Stern ihre Darſtellung einer ſchwächlichen Natur überträgt, die weit entfernt, ſie zu faſſen, ſie nicht einmal zu ahnen vermag, und ſich ſelbſt durchaus nicht vergeſſen kann. Bekanntlich ehren die Franzoſen noch immer ihren Jacques Auguſte de Thou, und doch muſs ich geſtehen, daſs die Geſchichte ſchwerlich in ſchlechtere Hände fallen konnte. Was ſoll man von einem Manne ſagen, der ſich ſelbſt folgende Grabſchrift zu ſetzen nicht erröthete:

Mihi veritatis cura vitae commodis
Antiquior cariorque fuit;
Nulli facto, voce nulli iniurius,
Iniurias patienter aliorum tuli.
Tu, quisquis es, qualis, quantusque, o bone,
Si cura veri eſt ulla, ſi pietas movet,
A me, meisque iniuriam, quaeſo, abſtine.

Man weiſs in der That nicht, ob dies Letztere, und die durchſchoſſene Zeile ein Lächeln oder eine Art von ſchlaffem, weichlichem Mitleid rege machen ſoll. Und dieſer Menſch wagt es, Helden anfzuſtellen? — Was konnte aus ihnen anders werden, als unſcheinbare

Charaktère, die kaum gut genug sind für ein Nachspiel, das den Zuschauern mit auf den Weg gegeben wird.

Une nation douce et polie, où chacun se fait un devoir; de conformer ses sentimens et ses idées aux moeurs de la societ, où les préjuges sont des principes, où les usages sont des loix, où l'on est condamné à vivre jeul, dès qûe l'on veut vivre pour soi même, cette nation ne doit présenter que des caractères adoucis par les égards et que des vices palliés par les bienfances. Tel est le comique François . . . . sagt Marmontel, aber nicht blos das komische Theater der Franzosen, sondern auch ihre Geschichte, die wahrlich nicht minder komisch ist.

Bisher war Herrn Falks sogenannte Satire blos matt und langweilig. Er bemühte sich blos, dem Götzen, der den armen Mann zum Satiriker creirt hatte, einige Fliegen vom Halse zu jagen, aber auch das gelang ihm nicht einmal; jetzt aber, da dieser Götze von Menschen und Heroen angefallen wird, vermag der treue Schildknapp nicht mehr Stand zu halten; aber selbst auf der Flucht nimmt er noch zu dem jämmerlichsten aller Hülfsmittel, zur Nachahmung, seine Zuflucht. Und welch eine Nachahmung? — Kotzebue sass ihm zum Muster und das verächtlichste seiner Pasquille.

Eine der interessantesten Aufgaben für die gesammte cultivirte Menschheit wird immer Schlegels Lucinde bleiben. Ich kenne Alles, was darüber gesagt worden ist, und die vertrauten Briefe über die-

ſes Werk der wunderbarſten Imagination geben allerdings vieles Licht; nur ſchade, daſs dies oft durch eine noch unruhige Ueberſchwenglichkeit verdunkelt wird. Daſs die Tendenz der Lucinde Religion der Liebe ſei, leidet wol keinen Zweifel; aber ob es der Dichter erreichte, dieſe Frage möchte wol nicht ohne bedeutende Schwierigkeit gelöſt werden können. Uebrigens iſt es mir ſehr entſchieden, daſs dieſe genialen Schriftſteller ſich nur vergeblich bemühen, durch die Syntheſis in den Werken der Poeſie die Religioſität in der vollendetſten Concentration des Intellectuellen mit dem Materiellen darzuſtellen, ſo lange noch die meiſten unſrer Mädchen und Frauen — geſchlechtloſe Amphibien ſind, die eine Ehre darin ſuchen, verzerrt und affektirt, und unſchuldig bornirt zu ſein. — — Ich kann bei dieſer Gelegenheit den Wunſch nicht unterdrücken, daſs es Fr. Schlegel gefallen möchte, ſeinen Roman zu commentiren; wenigſtens möchte dieſer Commentar leicht eben ſo wichtig werden, als der Schillerſche über Don Karlos.

Es iſt den gemeinen Menſchen durchaus unmöglich, ſich zu einer Anſchauung des Höheren zu erheben. Während in dieſem tauſend bedeutungsvolle Revolutionen vorgehen, die, wären ſie auch nur vorüberziehende Wallungen des Moments, immer beziehungsreich bleiben werden, bleiben dieſe ſtehen wie ein todter Sumpf. Der bewegliche Geiſt des ſtrebenden Menſchen bringt es oft ſo weit mit ſich, daſs er oft in dieſer Stunde lacht, und in der folgenden mit ſtummem Tiefſinn anſchaut, und es iſt ganz in der Ordnung, daſs man dies für ein untrügliches Kennzeichen eines höchſt verdorbenen Herzens halte. Dieſer flatternde Uebergang von einer Empfindung zur andern iſt ihnen a priori unbegreiflich. Und

doch ist es gerade dies Letztere, was den genialen Kopf bezeichnet. Ihn ekelt jede Passivität, die nicht aus der Activität geflossen ist. Ihn bewegt jedes Aeussere, doch nur mit Freiheit. Offen steht er dem Schmerze, der Freude und der Reflexion, und wie das Leben an ihm hinauf und herunter spielt, so nimmt er ruhig und mit besonnener Klarheit den Reflex desselben in seinem Gemüthe auf.

Man tadelt oft mit Bitterkeit die abenteuerlichen Lobpreisungen, mit denen manche Buchhändler ihre Verlagsartikel ankündigen; welches man indefs in einer Zeit, wie die jetzige, die so arm an wahrhaft Lächerlichen ist, nicht so hart rügen sollte, um diese Quelle des Ridicülen nicht verstopft zu sehen. Uebrigens haben alle diese Buchhändler eine bedeutende Autorität an Rousseau, der seine Confessions folgendermafsen ankündigte: *Je forme une entrepriſe, qui n'eut jamais d'exemple, et dont l'execution n'aura point d'imitation. Je veux montrer à mes ſemblables un homme dans toute la verité de la verité de la nature; et cet homme, ce ſera moi. — Moi ſeul. Je ſens mon coeur et je connois les hommes. Je ne ſuis fait comme aucun de ceux qui exiſtent. Si je ne vaux pas mieux, au moins je ſuis autre. Si la nature a bien ou mal fait de briſer le moule, dans le quel elle m'a jeté, c'eſt ce dont on ne peut juger qu'après m'avoir lu.*"

Ist es gleich zu hart, das *Tout de bruit pour une omelette!* hier ausrufen zu wollen, so darf man sich doch mit Recht wundern, wie ein so guter Kopf, als Rousseau wirklich war, diesem zwar oft pikanten, aber noch öfter seichten Geschwätz über sich selbst eine solche Vorrede voranschicken konnte. Wohl darf man ihm das Unvermögen vergeben, eine klare Anschauung der ihn umgebenden Menschen zu erschwingen; allein wie soll man die in der That fast kindische Ver-

änderlichkeit in der bald unächt naiven, bald unächt ſentimentalen Contemplation ſeiner ſelbſt, bezeichnen? Wie ſoll man es nennen, wenn er bald übermüthig prunkend einherſchreitet, bald mattherzig und kleinlaut einher oder vielmehr davon ſchleicht? — Man betrachte nur z. B. folgende Stellen aus den Confeſſions, und man wird geſtehen müſſen, daſs die Wahrheit ſo nicht reden könne:

Tous les événements de la fortune, toutes les machines des hommes ont peu de priſe ſur un homme ainſi conſtitué.

Le mal que m'ont fait les hommes ne me touche en aucune ſorte. La crainte ſeule de celui qu'ils peuvent me faire encore, eſt capable de m'agiter; mais certain qu'ils n'ont plus de nouvelle priſe, par la quelle ils puiſſent m'affecter d'un ſentiment permanent, je me vis de toutes leurs trames et je jouis de moi-même en dépit d'eux. — Welch eine noble Verachtung der Welt! nur Schade, daſs ſie affektirt iſt, denn gewöhnlich pflegen die am meiſten das Horaziſche: „Sperno omne vulgus" im Munde zu führen, welche dieſer Stärke am wenigſten fähig ſind*). Wer ſo glücklich iſt, den Pöbel zu verachten, der reder gewiſs ſehr wenig und nur ſehr ſelten davon, gerade weil die Verachtung mit Ruhe verbunden iſt, die ſchon einigermaſsen durch das Sprechen davon aufgehoben wird. Und nun gar dieſes leidenſchaftliche Schreien, dem man wahrlich bei dem beſten Willen nicht Glauben beimeſſen kann. — Traut man wohl einem Menſchen, der mit blauen Lippen und knirſchenden Zähnen ausruft: „Ich bin ſehr ruhig und kalt! — Sei ruhig

*) Es iſt mir daher immer ſehr lächerlich geweſen, wenn ein Autor in der Antikritik mit der leidenſchaftlichſten Sprache ſeinen Recenſenten verſicherte, er verachte ihn ganz unendlich. Die Meiſten dieſer Menſchen ſollten ſich nur erſt dahin ſteigern, haſſen zu können, aber ſie vermögen nichts, als zu wüthen.

und rede nicht davon! Wie seltsam charakterisirt er sich ein andres Mal: *Je me souviens parfaitement que durant mes courtes prospérités, ces mêmes promenades solitaires, qui me sont aujourd'hui si délicieuses, m'étoient insipides et ennuyeuses. Quand j'étois, chez quelqu'un à la campagne, le besoin de faire l'exercice et de respirer le grand air, me faisoit souvent sortir seul, et m'échappant comme un voleur je m'allois promener dans le parc ou dans la campagne. Mais loin d'y trouver le calme heureux, que j'y goute aujourd'hui, j'y portois l'agitation des vaines idées, qui m'avoient occupé dans le salon, le souvenir de la compagne que j'y avois laissée, me suivoit. Dans la solitude des vapeurs de l'amour propre et le tumulte du monde ternissoit à mes yeux la fraicheur des bosquets et troubloit la paix de la retraite. J'avois beau fuir au fond des bois, une seule importune m'y suivoit partout et voiloit pour moi toute la nature.*

Müssen wir nicht hier den Mann bedauern, dessen Schwächlichkeit nicht solchen Eindrücken zu widerstehen vermochte, dem bei den Anblicke der grosen Natur, die sich mit üppiger Freiheit ihm entgegenstellte, die engen Fesseln seiner Eitelkeit noch drücken konnten? Erregt es nicht ein beinah widriges Gefühl, bei der Anregung durch die kolossale Natur noch Reflex zu haben für jene Pygmäenverhältnisse? Und dürfen wir ihm Glück dazu wünschen, wenn es Wahrheit, ruhige Wahrheit ist, mit der er fortfährt:

Ce n'est qu'après m'être détaché des passions sociales et de leur triste cortège que je l'ai retrouvée avec tous ses charmes.

Wie kann derselbe Mann das sagen — er, der vorhin gestand: *C'est mon naturel ardent qui m'agite, c'est mon naturel indolent qui m'appaise.*

Guter Rousseau, ich ehre dich mit innigem Herzen trotz allen deinen Mängeln und Fehlern; aber das magst du mir verzeihen, dass ich dafür halte, ein

guter Arzt hätte dir durch eine Kur nach geläuterten Brownſchen Principien, einen groſsen Theil deines Leidens nehmen können!

Es bedarf kaum einer feinen Naſe, um es den jungen Dichtern anzuſehen, ob ſie ſich an den Brüſten der göttlichen Alten gelabt haben oder nicht. Wer kann Eſchens Idylle von der Beſcheidenheit *) leſen, ohne auf die lieblichſte Weiſe an die ſchönen Gemälde erinnert zu werden, die uns Griechen und Römer in dieſer Gattung hinterlaſſen haben! Welch eine harmloſe Ruhe, welch eine klare Anſchauung, welch ein gediegenes Gemüth ſpricht ſich in dieſem Gedicht aus! — Ach warum muſste den edeln Dichter ſchon ſo früh ein feindliches Geſchick hinwegnehmen! warum muſste ein täuſchendes Eis den in erhabene Anſchauung verſunknen Jüngling hinunterſtürzen in die unabſehliche Tiefe, ehe er noch die Ewigkeit ſeines Namens durch vollendete Werke der Poeſie zu ſichern vermochte! — Wahrhaftig! man ſollte dem Schickſal eine ganz beſondere Bizarrerie zutrauen, daſs es gerade jetzt ſo manchen ſtrebenden Jüngling hinwegraſft jetzt, da gegen Einen ſolchen tauſend Rohe und Platte die groben Fäuſte aufgehoben haben.

Nach Platner iſt es der Methodus der poetiſchen Köpfe den Weg ihrer Gedanken durch Reihen von Empfindungen zu nehmen, da es hingegen den philoſophiſchen Kopf charakteriſire, daſs er dieſen Weg lieber durch Reihen von deutlichen Begriffen nehme. (S. deſſen Philoſophiſche Aphorismen, §. 328.) Hier

*) S. Schillers Muſen-Almanach von 1799. S. 210. ff. — Der Dichter ſtarb am 7. Auguſt 1800.

ist aber ein Irrthum, denn es giebt keinen poetischen Kopf, sondern nur ein poetisches Gemüth, und dieses kann nur aus der innigsten Vereinigung des Vermögens zu empfinden, und zu begreifen, kurz: nur aus der Concentration des ganzen innern Menschen hervorgehen. Die Poesie ist niemals Funktion des Einzelnen.

Für einen Dichter ist fast nichts so gefährlich, als irgend eine fixe Idee. So lange er sich nicht von ihr losgerissen und frei gemacht hat, ist er kein Dichter; denn es ist einerlei, ob er selbst es war, der dem freien Fluge seines Geistes Fesseln anlegte, oder irgend eine fremde Macht.

Der Dichter muss durchaus klar, glücklich, und ruhig sein. Ohne diese Stimmung kann er wol eingreifende Gedanken sagen, aber kein Gedicht geben. Aber freilich, so lange man noch den Werth einer Poesie nach der Zahl der Kraftausdrücke, die sich gleichsam in ihr umherwälzen, abwiegt, so lange wird der Name Dichter, den die Menge giebt, sehr zweideutig sein und bleiben.

So lange man noch nicht an die Möglichkeit einer reintranscendentalen Aesthetik glaubt, oder (wenn etwa dieser letztere Ausdruck nicht gefallen sollte) so lange man noch nicht überzeugt ist, dass die Aufstellung einer Theorie des Schönen auf dem Wege der Synthesis möglich sei, so lange darf man, will man anders konsequent sein, durchaus nicht sagen: dies Gedicht ist schön! — sondern man muss sich damit begnügen, nur ganz kleinlaut zu lispeln: „Es ist vielleicht, oder wahrscheinlich recht schön!

und man darf es dem Andern durchaus nicht verdenken, wenn er geradezu die ganze Sache verneint, ſo wie man es doch nicht leicht übel nimmt, daſs unſer Appetit den Appetit der ganzen übrigen Geſellſchaft beſtimmt. — Ich muſs geſtehen, daſs ich lieber an aller Poeſie und Schönheit zweifeln möchte, als mich mit dieſen prekären Ideen begnügen, bei denen wahrlich das alte Weidſprüchlein: *De guſtibus non eſt disputandum* recht gut angewandt werden könnte. — Es giebt alſo keinen Mittelweg — entweder eine Wiſſenſchaft des Schönen, oder gar kein Schönes. — Wem es indeſs beſchieden ſein möge, dieſen Ulyſſesbogen zu ſpannen — (damit doch endlich einmal dieſes Wort, mit dem der keineswegs Neue, ſondern ſehr veraltende deutſche Merkur ſo freigebig iſt, ganz würdig gebraucht werde) — das kann allein die Zukunft lehren.

Es giebt gutmüthige Menſchen, die dem allgemeinen Kampfe in der Literatur mit trübem Bedauern und rührenden Klagen zuſehen, und dabei nicht ohne Anſtand Vieles über die Humanität, Verträglichkeit und Toleranz reden, nebenbei auch an die Religion erinnern, die nicht mit Feuer und Schwert, ſondern mit Sanftmuth ausgebreitet werden müſſe. Zugleich iſt es rathſam, zum Schluſſe der Oration einige Seitenblicke auf die neueſte Philoſophie fallen zu laſſen, (oft iſt es ſogar ſchon hinlänglich, einige derbe Gemeinſprüche von übermüthigen, arroganten Menſchen vorzubringen) und man darf gewiſs ſein, daſs ein groſser Theil der Zuhörer den Redner durch einen Seufzer aus tiefer Bruſt, oder durch ein herausgeſtöhntes: „Du lieber Gott, wo will doch das Alles noch hinaus!“ — belohnt und zur Fortſetzung der Jeremiade aufmun-

tert. — Gewöhnlich haben dieſe Klagen in nichts anderm ihren Urſprung, als in einer ſehr verächtlichen Trägheit, oder man fürchtet ſich, daſs die Kämpfenden immer noch weiter gehen, und zuletzt die ganze Welt entzünden dürften, wobei denn freilich die Unentzündbaren ſehr übel fahren würden. Iſt es denn aber auch wirklich zuweilen der Fall, daſs nicht Egoismus die Schuld dieſes Jammerns trägt, ſo iſt es doch niemals etwas anders als Unverſtand und Weichlichkeit. Gährung, Kampf, Sieg, Ovationen und Triumphe müſſen und ſollen ewig im Reiche der Literatur ſein und bleiben, wenn ſie nicht in eine Erſchlaffung verſinken ſoll, bei der weder von Philoſophie, noch von Poeſie die Rede mehr ſein dürfte. Das oder etwas dem Aehnliches muſs es alſo wol ſein, was ein groſser Theil dieſer wimmernden Race wünſcht.

Herr Nicolai hat bekanntlich den alten literariſchen Schubkarren, d. h. die Neue teutſche Bibliothek wieder in Beſchlag genommen, und auch ſogleich im erſten Stück derſelben alle die längſt bekannten Plattheiten von Neuem aufgetiſcht, in denen dieſe bis zur Bettelarmuth bornirte, und bis zur Vollendung gemeine und unreinproſaiſche Natur ſich ſchon ſeit langem herum geſchleppt hat. Merkwürdig wird es indeſs immer bleiben, daſs ein ſolcher Menſch, auf dem von Natur der koloſſale Fluch ruht, Philoſophie und Poeſie auf ewig vor ſeinem thieriſchen Auge verſchloſſen zu ſehen, daſs ein ſolcher Menſch, der kaum gut genug iſt zu einem literariſchen Markthelfer, kaum gut genug, um mit ſchmutzigen Händen den Lehm zu einigen ärmlichen Anekdoten von Friedrich II. herbeizutragen, daſs ein ſolcher Pſeudo-Menſch es gewagt hat, mit allen den Männern zu

kämpfen, die der Stolz der Nation ſind, ſo die Kraft noch nicht verloren hat, ſtolz zu ſein. Dieſer Menſch gegen — Göthe, Fichte, Kant, Schelling, Schiller, Schlegel, Tieck u. ſ. w. — In der That, an unſerm Zeitalter liegt es nicht, wenn die Nachwelt nicht Stoff genug zum Lachen findet.

Wie aufrichtig ſich doch mancher Almanach ſelbſt charakteriſirt. So ſagt der Starke faſt zum Schluſſe des Beckerſchen geſelligen Taſchenbuchs vom Jahre 1798 S. 326.

Geſellſchaft von Schwätzern.

„Weh dem verſtändigen Manne, der Geiſteserquickung erwartend
„Eine gedrängete Schaar faſelnder Schwätzer erblickt!
„Frohliger wird nicht dem Freunde des Bacchus, der Weines gewärtig,
„Auf dem nüchternen Tiſch Gläſer mit Waſſer entdeckt. “ —

Wie gut ſorgt hier nicht zugleich auch der Gang des Hexameters dafür, den Inhalt darzuſtellen! Ließen ſich hinter die faſelnden Schwätzer auch noch die ſeichten Sentimentalen ſchieben, und die Gläſer mit Waſſer in Näpfe mit Haferſuppe verwandeln, ſo ließe dieſes Epigramm gar nichts zu wünſchen übrig.

In den zufälligen Ergieſsungen eines einſamen Denkers von Friedrich Heinrich Jakobi, (Horen 1795. VIII, 1 ff.) die viel zu viel Vortreffliches und Tiefgedachtes enthalten, als daſs ſie hätten ſehr bekannt werden können, iſt mir gleich zu Anfange dieſes Aufſatzes eine Vergleichung zwiſchen Shakſpears Lear und Sophokles Oedipus ſehr merkwür-

dig geworden, und besonders folgende Stelle hat das Innerste in mir getroffen: „Nicht was einmal geschah, und Einmal wieder geschieht, erblicken wir; der Geist wird weggezogen unvermerkt vom Einzelnen zum Allgemeinen; jede zufällige Beziehung verschwindet, wird vergessen, und es steht allein der fürchterliche Umriss einer allgemeinen Welt- und Menschengeschichte da. Welch ein Anblick! Siehe, die ganze Natur, leblose und belebte, vernünftige und unvernünftige, wie aufgethürmte Wolken durch einander wogend, hierhin und dorthin, über sich, unter sich, sich entformend und formend, kaum noch schwebend: eine schwarze, schwere, stumme Nacht; und nur hie und da ein Wetterleuchten Gottes; Blitze der Vorsehung, welche das Gewölk zerreissen .... Siehest du das?" — Wer wäre unter uns, der hier zu sagen fähig wäre: Ich sehe es nicht! — Aber um so befremdender war es mir bei dieser so tiefen Ergreifung des Ersten aller modernen Dichter, auf die Bemerkung zu stossen, dem Britten seien die Gedichte, die er hatte, selbst noch dunkel gewesen, der Grieche hingegen offenbare in Gleichnissen, was er selbst ganz durchschaut habe. Das Letztere ist so wahr, als mir das Erste ungerecht zu sein scheint, und es sollte mir sehr leid thun, wenn auch Jakobi zu denen gehörte, die Shakspeare immer nur als das bloss natürliche, wenn gleich unbegränzte Genie ansehen. Allein er ist wahrlich weit mehr als das, er ist Künstler im strengsten Sinne des Worts, besonnen, klar, ruhig, herrschend. Aber als moderner Dichter konnte er nicht sagen wie der antike:

Zeus, Allherrscher des ewig,
Ewig dauernden Reichs!
Blicke herab! schon welkt des Götterspruchs
Ehre, der Laios drohte! Ach schon sinkt
Föbos Ruhm, und im Staube
Liegt die Religion

Dies ist allerdings das Thema des Oedipus — ob ich gleich wünschte, Jakobi habe ein anderes Wort gewählt, weil es leicht von gewissen Afterlobrednern der Dichterwerke gemisdeutet und für ihre eigne dürftige Ansicht gebraucht werden konnte.

Dieser Oedipus, der die vollendetste Blüthe des Sophokleischen Geistes ist, scheint mir in der That das Maximum der antiken Tragödie zu sein. Hier ist Schicksal im Schicksal, und die erhabenste Beruhigung legt sich sanft an die Brust des Zuschauers, der von dem Schmerze des blinden Greises gerührt ihn mit tiefer Empfindung in der Umarmung seiner Antigone und Ismene weilen sieht.

Plötzlich scholl eine Stimme, rufte laut
Ihm; alle bebten, aller Haar stand hoch
Vor Graun empor; und abermal erscholl
Die Stimme, Gottes Stimme und abermal.
Sie rufte: Komm!

Und ein erhabeneres Gefühl kann wol nie gegeben werden, als das, womit die Erzählung des Boten den Fühlenden entläfst:

— — — — — — Wir sahn
Nach kurzer Zeit uns um; verschwunden war
Der Greis! Der König stand, und schirmte mit
Der Hand das Aug' und stürzte sich das Haupt,
Als ob ein Schauder ihn ergriff', und er
Aus Furcht nicht wagen dürft' emporzuschauen.
Bald drauf erblickten wir, dafs in den Staub
Gesenkt, mit eifrigen Gebeten er
Anbetete die Erd' und Gottes Himmel. —
Durch welchen Tod er starb? — der Sterblichen
Verkündets, aufser Theseus, keiner Fuch.
Nicht Gottes Blitzgeschofs hat ihn verbrannt,
Kein Meersturm — keiner sauste — ihn entführt.
Ein Bote Gottes hat ihn abgeholt!

Ich gestehe es, dafs ich glaube, es könne vielleicht nie etwas Höheres erreicht werden, als hier in dieser grofsartigen Einfachheit errungen worden ist.

allein gerade, weil Sophokles ein rein naiver, und Shakspear ein rein sentimental-romantischer Dichter ist, sollte auch nie eine Vergleichung unternommen werden.

Wir Teutschen dürfen uns kühnlich rühmen, einen der lieblichsten, fantastischsten Mythen geboren zu haben, einen Mythus, der vielleicht mit manchem Griechischen die Parallele nicht zu scheuen braucht. Ich meine die Nixen und Elfen. Man würde sehr irren, wenn man die erstern mit den Griechischen und Römischen Nymphen verwechseln wollte; denn die teutschen Nixen sind in einer ganz andern Sphäre einheimisch, und von einem Charakter, der in seiner determinirten Individualität durchaus verschiedenartig ist von dem der Griechischen Nymphen, die nur eine Modifikation von der ursprünglichen Schönheit der Göttinnen sind. Die Erlen haben in Göthe den würdigsten Dichter gefunden, der den Charakter ihres Königs sehr treffend dargestellt hat. Er liebt schöne Kinder, und sucht sie durch wunderbare Lockungen und Versprechungen zu gewinnen. Gelingt es ihm nicht, so geräth er in Wuth und erdrückt sie heimlich. Von ganz besonderer tragischer Wirkung ist es, dass der Vater des Kindes den Erlkönig nicht selbst sehen kann. Auch in einem andern Gedicht dieses Meisters: der Fischer, steht in dem „feuchten Weibe, das aus dem bewegten Wasser rauscht" der Charakter der Nixen vor uns mit sehr lebendigen, doch wohl etwas idealisirten Zügen. Auch Matthisson scheint viel Interesse für diese luftigen und doch so gestaltvollen Wesen zu haben, und es ist ihm auch zuweilen nicht ganz übel gelungen, sie darzustellen. Die Salamander und Gnomen sind ihm besonders wohl gelungen; den Sylfen wohnt etwas zu viel Sentimentalität bei, von der die körnige teutsche Mythologie gewiss frei ist. Was soll man aber

dazu ſagen, wenn er den Charakter der Ondinen ſo ganz falſch darſtellt in folgenden Zeilen, die ſo merkwürdig ſind, daſs es mich nur wenig verdrieſst, ſie abſchreiben zu müſſen.

Im Schloſs der Ondinen,
Das, glänzend auf grünen
Gewölben der Flut,
Im Ozean ruht,
Regiert das Gefühl
Im heiligen Styl.
Man lutert die Sinne
Zu geiſtiger Minne, *)
Iſt weicher wie Wachs
Und blonder wie Flachs.
Als Zofen umknixen
Blaulockige Nixen
Die hehren Veſtalen,
Und wann bei den Qualen
Petrarkas (?) man Zähren
Des Mitgefühls weint,
Naht auch wohl in Ehren
Ein Triton als Freund.

(S. Schillers Almanach von 1799. S. 58. 59.) — das heiſst denn doch in der That nicht mahlen, ſondern pinſeln! — Auch die durch und durch teutſchen Kobolde ſind oft beſungen worden; es war aber wohl nur der Kobold der Verſemacherei, der aus dieſen Liedern ſprach.

Iſt es nicht ſeltſam? — Während alle Welt über die Frivolität der Xenien klagt, bin ich gezwungen, eine darunter ſogar rührend, im höchſten Grade

*) Hier iſt es doch ganz offenbar Hr. Matthiſſon, welcher redet und keinesweges die armen Ondinen, die eine ganz andre Sprache führen würden, leider aber ganz geduldig zuſehen müſſen, wie ſeltſam man mit ihnen verfährt.

rührend zu finden. Ich meine die, wo von Göthe's Optik die Rede ist:

„Lange steht es gedruckt, aber es liest es kein Mensch!“

Das ist der Fluch, der in Teutschland auf so manchem vortrefflichen Werke ruht, während die Aufmerksamkeit des gröfseren Publikums nur auf die Erzeugnisse von tausend Pfuschern gerichtet ist, denen noch kein wohlthätiger Frost die Schreibfinger lähmen konnte, wenn gleich ihre Produkte hinlänglich davon starren.

Apropos — Woher mag es wohl kommen, dafs bis jetzt keine Anti-Xenien erschienen sind? — „Keine Anti-Xenien? so hör ich rufen! Nun wahrlich, wenn noch nicht genug herausgekommen sind! — Alle Buchladen liegen ja voll davon!“ — Ganz recht, ich meine aber wirkliche Anti-Xenien. Alles das, was bisher unter diesem Titel erschienen ist, sollte eigentlich so heifsen: „Mannigfaltiger Ausbruch des höchsten Aergers einiger schlechten Skribenten, dafs sie so plötzlich und so gewaltsam aus ihrer Ruhe aufgestört worden sind, nebst mislungenen Versuchen, witzig zu sein.“

Für ein Trauerspiel — wenigstens für die einzelnen pikanten und packenden Stellen eines solchen — Sinn und Gefühl zu haben, ist alltäglich und gemein, aber ein Lustspiel ganz zu ergreifen mit offnem, klarem Gemüth — dazu ist ein weit gebildeter, in sich ausgearbeiteter Schönheitssinn erforderlich, dessen sich unter uns wohl nur Wenige mit Grunde rühmen dürften. Ich meine aber ein Lustspiel im eigentlichsten Verstande des Worts, keinesweges aber das, was man gewöhnlich dafür auszu-

geben pflegt. Denn dies ist nichts als fruchtloser Versuch massiver Naturen, leicht und lustig zu sein, oder der Wunsch der unächten Sentimentalität, sich selbst zu vergessen. An idealische Freiheit, die nichts von Begränzung und Nothwendigkeit weiss, sondern sich spielend an dem Reflex der Aussenwelt ergötzt, ist nicht zu denken, da natürlich nur sehr Wenige dafür Sinn haben können.

Mich dünkt, wir Teutschen haben noch gar kein vollendetes Lustspiel. Ein hartes Wort, worüber ich selbst mit Unmuth erfüllt werde; allein, wenn ich meiner Ueberzeugung folgen will, die weder nach Lust noch Unlust fragt, so darf ich es nicht durchstreichen. Fern sei es von mir, die Verdienste des edeln Lessing schmälern zu wollen, der in seiner Minna von Barnhelm Alles das geleistet hat, was ein gebildeter, klarer Verstand zu leisten im Stande ist, und — Göthe brauchte gewiss blos zu wollen, um zu können; denn bei dem Grofs-Cophtha, den ich in der That für mislungen halte, wollte er wahrscheinlich nicht. Es ist indefs leicht begreiflich, warum unsre vorzüglicheren Köpfe sich dieser Gattung der Poesie so wenig annehmen. Das gröfsere Publikum ist ja mit der harten Prosa Iffland's, mit der ewig sich wiederkauenden Frivolität Kotzebues und der schlaffen Obscönität Jüngers so innig befreundet, und so ungemein wohl zufrieden — weil es hier seine innersten Geheimnisse ganz keck aussprechen hört — dass sich ein wahres Lustspiel gewiss nur den allerkältesten Empfang zu versprechen haben dürfte.

Einige Lustspiele des unglücklichen Wezel sind in der That eine sehr gute Annäherung zur wahren Komödie, und wer weiss, ob er nicht in der Folge die Kraft erhalten haben würde, ein vollendetes zu

geben, wenn nicht das bekannte finstere Schicksal ihn gelähmt hätte. — Auch Anton Wall zeigte ehemals gute Hoffnung, die indefs jetzt wohl nach der Hoffnung zu seiner Wiedergenesung — verschwunden sein möchte.

Bis jetzt sind mir Shakspear und Aristophanes die einzigen Lustspieldichter.

In Herrn Eschenburgs Beispielsammlung liest man: Lustspieldichter, Trauerspieldichter und Romanenschriftsteller. — — Und doch klagt Schiller noch immer, dafs wir nicht naiv werden können!

An Universalität könnte selbst ein Gott Shakspear'n nicht übertreffen. Jeder Charakter, der einer poetischen Behandlung fähig ist, findet sich hier in gleicher Lebendigkeit dargestellt. Die meisten modernen Dichter haben gewöhnlich einen Lieblingscharakter, den sie gewöhnlich selbst repräsentiren, daher recht con amore zeichnen, und mit schönen Gedanken und Sentenzen gleichsam ausstopfen. Shakspear weifs nichts von diesem Allen. Seine Schöpfungen sind alle von einem gleichen Hauche der Liebe beseelt. Er läfst sich nur in dem Ganzen erkennen. Deshalb ist es mir auch immer unmöglich gewesen, ihn mir unter irgend einer Gestalt zu denken, weil doch jede Gestalt — (ich will nur meine Ueberschwenglichkeit gestehen) — eine gewisse Menschlichkeit voraussetzt, von der er mir ganz frei zu sein scheint. Wenigstens zeigt sich in seinen Werken nicht die leiseste Spur davon; und wenn mir gleich Romeo, Cäsar und Hamlet die liebsten seiner Dramen sind, so soll mich doch diese subjektive Ansicht keineswegs verfuh-

ren, die übrigen herabzuſetzen. Sie ſind alle von einem Meiſter und haben alle gleichen Werth, nur daſs ſie in verſchiednen, aber immer lieblichen Farben ſpielen. Ich kann daher der Meinung Friedrich Schlegels (ſ. Athenäum, Heft VI.) durchaus nicht beiſtimmen, welcher im Othello einige Spuren von der Kälte des Alters bemerken will. Ich las nach dieſer Bemerkung den Othello von Neuem, aber es iſt mir nicht möglich geweſen, irgend eine ſolche Spur zu entdecken, und die ganze Vorſtellung iſt mir unangenehm, weil ich die Begriffe: Alter, Kälte und Dichter niemals in eine ſynthetiſche Einheit zu bringen vermochte.

„Ewig wäreſt Du, Pſyche, an dieſes Zembla gebunden,
Pſyche, dein Timian winkt, ſchwinge den Fittig und fleuch:“

ſo ruft Herr Koſegarten (im Schillerſchen Muſenalmanach für 1797.) mit ſeiner gewöhnlichen forcirten Begeiſterung aus, welche flammende Exaltation indeſs, ſeltſamer Weiſe, der ſauer erlernten Geographie keinesweges vergiſst. Allein die Strafe folgte dem guten Manne auf dem Fuſse nach. Schiller ſchrieb folgendes Diſtichon darunter:

Genius mit der umgekehrten Fackel.

Lieblich zwar ſieht er aus mit ſeiner geſenkten Fackel,
Aber, ihr Herren, der Tod iſt ſo äſthetiſch doch nicht.

Kein fantaſtiſcher Schriftſteller iſt irgend einer Nachahmung fähig; vor allen aber Jean Paul Richter nicht, deſſen beſtimmte Individualität und abgeſchloſſene Anſicht der Dinge ſich auf keine fremdartige Natur übertragen läſst. Was ſoll man aber davon

ſagen, wenn ein ſo ärmlicher Schriftſteller, als Hr. Laſontaine, dieſen genialen Dichter nachzuahmen, ſich erdreuſten will, und, da er Jenen von ſeiner glänzendſten Seite, dem Witz und unerſchöpflichen Humor, nicht aufzufaſſen im Stande iſt, einige Bruchſtücke ſeiner oft unächten Sentimentalität auffaſſt, um ſich damit zu ſchmücken. So ſtreut er jetzt die Worte: „ſehnende Augen, theure Heilige, Lächeln der Liebe, dunkle Erde, verwundetes Herz, glühende Bruſt, weithinſchauender Blick, Engel hinter dem durchlichtigen Schleier ihres ſterblichen Körpers," und was dergleichen Jämmerlichkeiten mehr ſind, mit mechaniſcher Freigebigkeit, wie Türkiſches Garn durch das grobe Gewebe ſeiner eignen Gedankenverſuche hindurch, und die gutmüthigen Leſer laſſen es ſich recht gern gefallen, weil ſie dadurch in eine mäſsige Rührung verſetzt werden, die die armen Leute ſich ſelbſt nicht geben können.

Ein erhabener Weiſer, deſſen groſser und kräftiger Gang in jeder Hinſicht Jahrhunderten ein angeſtauntes Räthſel war, und noch jetzt mehr beſchäftigt, als kräftigt, ſagte einſt zu den wenigen Unverdorbenen, die ihn theils abmeſſen, theils faſſen: Glaubt doch nicht, daſs mein Auftreten in dieſem Lande Ruhe ſchaffen wird; nein, Streit wird es veranlaſſen. Denn entzweien werden ſich Sohn und Vater, Mutter und Tochter, Schwiegerin und Schnur. Wer Aeltern, oder Kinder mehr liebt, als mich, iſt meiner unwerth." Das Zeitalter, und die Nation, wo dieſer Göttliche auftrat, war ſo beſchaffen, daſs er ſagen konnte: „Wohl euch, wenn man euch haſst, trennt, verſchmäht um meinetwillen!" Nicht ohne Rührung, aber auch nicht ohne einen gerechten Unwillen lieſt man ſolche Worte; denn ſie müſſen leider die Loſung für alle Wahrheitsverpfleger ſeyn.

Die gelehrte Ancienneté ſpricht jetzt viel von Jünglingen, oder in ihrem Kurialſtyl von Jungen, die ſich der Bearbeitung dieſer oder jener ungekannten, oder verkannten Wiſſenſchaft mit Eifer annehmen, unbekümmert ob das Monopolium darunter leide, oder nicht. Sprechen möchte man immer darüber; aber verunglimpfen ſollte man es auf keine Art. Die alte Generation blüht ab und welkt; und die Jugend ſorgt, daſs die Generation, welche ſie ausmacht, auch mit Ehren beſtehe, ja daſs ſie länger als gewöhnlich lebe. Aber das Feuer, die Unbedachtſamkeit, die Verfolgungsſucht! — „Sagt doch, ihr privilegirten Palladiumswächter, habt ihr es in eurer Jugend wohl anders gemacht? Soll denn das Feuer nicht brennen? Giebt es keine Bedachtſamkeit, als die ſich auf euch bezieht? Iſt denn ſich Platz machen, weil man ſieht, daſs es nöthig und heilſam ſei, verfolgen? Nur die Redlichkeit der Abſicht gilt und hat Werth, und wenn ihr die eurige mit zähem Murrſinne darthun wollt; ſo laſst doch auch die Jugend die ihrige mit frohem Sinne darlegen. Ihren Muthwillen könnt ihr mit klugem Ernſt bezähmen, aber nicht mit ſtarrer ſtandesmäſsiger Koſtbarkeit. Meint ihr es wirklich gut mit der Menſchheit, wie könnt ihr doch wollen, daſs dieſelbe Generation, die eure, ſich immer und ewig wiederhole? Ihr wiſst es gar wohl, daſs die gute Sache nicht ſinken wird. Nun ſo bemüht euch doch, die gute Sache zu haben! Warum gehören denn die Alten, wie Luther, Leibnitz, Spinoza, Leſſing, Kant, Jacobi u. a. unter die *evocatos* in der Literatur? Doch weil ſie etwas mehr, als grau, ſind?

Glimpf und Schimpf in dem altteutſchen Sinne dieſer Wörter, reichen ſich hier die Hand, wie im Leben. So muſs es auch ſein. Denn Einſeitigkeit

führt mindeſtens zur Langeweile, höchſtens zur Einmauerung in ſein froſtiges, unfreies Selbſt.

Selbſtgefühl und Selbſtkenntniſs ſind die Intereſſen vom Kapital des reinen Willens.

Die Theorie der comédie larmoyante iſt eine hiſtoriſche Prolepſe der jetzigen Recenſionsanſtalten in Berlin und Jena, und läſst ſich nur ſo begreifen. Denn dieſe ſehnſüchtigen Rückblicke in das verlohrne Paradies der Gründlichkeit, dieſe winſelnden Apoſtrophen an die Beſcheidenheit, welche wirklich nur — man glaube mir auf mein Wort, da ich mich auf Nicolaiſche Erweiterungen dieſer Art nicht einlaſſen mag, noch kann — verſteckter Jeſuitismus und Proſelytenmacherei ſind, ſind lächerlich und weinerlich zugleich. Sie ſtürzen aber unleugbar zuſammen, je allgemeiner die männliche Maxime bei Sophocles (ſ. Stobaeus floril. 7. p. 47.) befolgt werden wird:

Ἀλλ᾽ ὦν γὰρ ἡδὺν εἶφον, μαλάσσεται. —

Unendlich mannichfaltig iſt das Gebiete der Thorheiten, über welche in dieſen Fragmenten geſprochen wird. Darum muſste auch nur in Fragmenten geſprochen werden. Denn wer wollte überhaupt es übernehmen, ein Syſtem der menſchlichen Thorheit aufzuſtellen, welches nichts anders ſeyn würde, als die durchaus beſtimmte Antitheſe der Lauterkeit des Willens, oder der Klarheit der Einſicht? Es war alſo beſſer einen Briareus, eine Apopniktik, einen Mykterismus, oder deſs etwas zu ſchreiben, als welches Vorſchläge zu Titeln für dieſes Werkchen waren, die nur verworfen wurden, um der jetzt ſo belieb-

ten Popularität, zum Nutzen der Menschheit, nicht zu nahe zu treten.

Der Jean Paulische Schlüssel zu Fichte ist nicht mehr, als der, welchen der Papst als Symbol führt. Uibrigens liefs es sich wohl voraussehen, dafs dieser Butlerianismus hier fehlschlagen würde, indem Butlers Object ganz etwas anders ist, und seyn mufste. Auch war bereits auf dieses Unternehmen, so wie auf alle bisherigen, von Fichte im voraus die Antwort ertheilt: dafs alle, auch die verhafstesten Folgerungen aus dem System das System noch nicht umstofsen.

Popularität ist das wiederholte Misglücken des Versuchs, im Felde der Speculation von der Abstraction selbst zu abstrahiren. Auch auf eine andre Art läfst sich die Lächerlichkeit dieser Popularitätsseuche darthun. Wenn nämlich dazu gehört, dafs man sich zum Volke herablasse, so wird nothwendig die Höhe der Speculation vorausgesetzt, von welcher man sich herabläfst. Auf dieser Höhe aber sind, wie sich leicht im Einzelnen darthun läfst, die Popularitätskrämer nie gewesen, und ihr vorgebliches Herabsteigen ist in der That nur ein rein empirisches Factum, wodurch sie ihre Unfähigkeit hinaufzusteigen beurkunden. Beiläufig erwähne ich nur, dafs der Popularismus ein Produkt des Nützlichkeitstriebs ist.

Es ist eine Eigenheit unsrer Zeit, von kleinen Dingen als von grofsen, und umgekehrt von grofsen als von kleinen zu sprechen. Sie beruht auf dem überaus zarten Gefühl für Schönheit, welches die Freyheit des Auges weder durch imposante Figuren

ermüden, noch durch kleine, winzige ertödten laſſen will. Darum entrückt man einen Fichte den Augen, einen Merkel — ſit venia verbo! — hebt man auf ein Brettgerüſt.

Faſt alle unſerer neuern Aeſthetiker fangen mit dem prekären Geſtändniſſe an, daſs man nur negativ vom Schönen reden könne, (welches bei den Verfaſſern ſelbſt vielleicht der Fall ſein mag) und nicht anzugeben vermöge, worin nun eigentlich das Schöne beſtehe. Der Geſchmack, ſagt man, richte nach Regeln, die nie, als ſolche, vorgeſtellt, ſondern immer nur empfunden werden; was ſchön iſt, laſſe ſich nur beurtheilen, oder nur fühlen; und man hält dieſen ganz alltäglichen Myſticism, bei dem ſich kaum eine alte Frau beruhigt glauben möchte, für hinlänglich gerechtfertigt, wenn man hinzufügt, daſs Ariſtoteles und Batteux bornirt genug waren, die Schönheit in Nachahmung der Natur zu ſetzen, daſs Mendelsſohn: Einheit in dem Mannigfaltigen als den Charakter derſelben anſah, daſs der gute Burke meinte, das Schöne werde in den Sinnwerkzeugen des Körpers gefunden, und Hogarth das Charakteriſtiſche deſſelben in der Wellenlinie zu finden glaubte. Da nun alle dieſe Erklärungen nicht paſſen und erſchöpfen, alſo (ſchlieſst man ſehr rührend) giebt es gar keine, und wir müſſen es uns entweder gefallen laſſen, im Finſtern blind herum zu tappen, oder (welches das Rathſamſte ſcheint) die Erfahrung erſuchen, uns ihre Oellampe ein wenig zu leihen. — Für alle dergleichen Aeſthetiken würde ich unmaaſsgeblich das gleichfalls unmaaſsgebliche Sprüchelchen; „De guſtibus non eſt disputandum“ zum Motto vorſchlagen, damit man doch ſogleich wüſste, wohin die Herren eigentlich wollen.

Wie glücklich muſs ſich nicht Hr. Platner gefühlt haben, als er es herausbrachte, wie nun eigentlich der Eindruck des Schönen geſchähe! Er werde (ſagt er in ſeinen philoſophiſchen Aphorismen §. 157) durch Empfindungsnerven, und einen äuſserſt feinen Nervengeiſt — der Himmel gebe jedem meiner Leſer einen möglichſt feinen Nervengeiſt, um das Ueberſchwenglich - üppig - vortreffliche dieſer Erklärung recht innig zu fühlen.

Wenn es nur eine gewiſſe Race Menſchen wagte, den Mund aufzuthun, ſie würde bald eine Erklärung des Schönen finden. Schön iſt alles (würde ſie ſagen und ſagt ſie oft genug, nur nicht mit ſo deutlichen Worten), was unnütz iſt, woraus denn natürlich folgt, daſs es für die bürgerliche Geſellſchaft entbehrlich, folglich zu verwerfen ſei.

Die Poeſie (hört man oft reden) ſoll nicht gegen die Sittlichkeit verſtoſsen. Man kann dieſen wunderlich genug ausgedrückten Satz einmal zugeben; allein fragen darf man doch wol, warum man nicht lieber ſagt: die Poeſie ſoll nicht gegen die Phyſik, Geographie, Hydraulik, Gnomonik u. ſ. w. verſtoſsen? — Die einzige Sphäre, in der ſich die Kunſt bewegt, iſt die Kunſt ſelbſt, die ſich, wie die Erde, immer nur um ihre eigene Axe dreht.

Die Poeſie ſoll nicht in das Blaue hineinſtreben, ſondern cykliſch ſein.

Der Bibliothek der sogenannten schönen Wissenschaften ist neulich das sonderbare Unglück passirt, aus ihrem Charakter zu fallen, und einen Aufsatz zu liefern, in welchem ein strebender Geist, und ein nicht unbedeutendes Talent unverkennbar sind. Ich meine die **Allgemeinen Betrachtungen über das Wesen der schönen Kunst** von **Fr. Ast**, (s. Bd. 63. St. 2. S. 179-233.) die sich bemühen, in das Wesen der Sache selbst einzudringen, nicht blos ganz gemächlich am Rande herum zu spatzieren. — Hr. Dyk muss sich indess in nicht geringer Verlegenheit gefunden haben, dass sich so plötzlich eine kräftige Stimme aus einer Bibliothek hören lasse, die er bis dahin vor jeder ungeziemenden Kräftigkeit und Eindringlichkeit ritterlich zu verwahren gewusst hatte. Am Schlusse jener Abhandlung scheint er sich auch gleichsam zu entschuldigen, er habe nicht anders können, sie sei ihm vom Professor Eichstädt zugeschickt worden. Er lobt den Verfasser, doch nicht ohne Bedenklichkeiten und höchst rührende Warnungen hinzuzufügen. Hr. Dyk wird überhaupt gewiss sehr bald Sorge dafür tragen, dass der seltsame Eindruck so schnell als möglich verwischt werde. Auch geben die Mitarbeiter die gerechtesten Hoffnungen dazu.

Es ist mir unbegreiflich, warum der sel. Kästner nicht früher auf Witz reflectirte, als bis ihn die Schlegel, und bald nach diesen der Tod davon losriss. Wer Lucian, Aristophanes, Jean Paul und Tieck gelesen, ist schwerlich im Stande, sich an diesen Erzeugnissen eines rein mathematischen Verstandes zu ergötzen, der sich gleichsam in der Umarmung der Muse von den Kollegien erholen zu wollen scheint. Allein der Eigensinn dieser Himmelstöchter, denen man sich nun einmal ganz weihen muss, wenn man

nicht einen Korb von ihnen bekommen will, dieser Eigensinn, über den schon so viel Klage geführt worden ist, war auch hier Schuld, dass der in einer gewissen Sphäre so scharfsinnige Mann einen förmlichen Refuls erhielt.' Wie mühsam erpresst, wie sauer abgequält erscheinen nicht die meisten seiner Einfälle, von welcher Nordischen Geschweiftheit strotzen sie, (die als Antithese der „lieblichen Südlichen Weitschweifigkeit" des Cervantes interessant genug ist) mit welcher traurigen Selbstgefälligkeit schauen sie auf ihre Mattigkeit und Dürftigkeit herab. Stark und eingreifend zu sein hat er nie gewagt, er haucht nur ganz leise einige Bonmots von sich, aber mit einem so schläfrigen Gesicht, als wolle er darüber einschlafen. — Will man sich von der Wahrheit dieses Urtheils überzeugen, (in welchem freilich keiner Autorität gefröhnt wird) so lese man nur die Beckerschen Almanache, besonders die von den Jahren 1794, 95, 97, 98, u. s. w. — Er hat auch eine Art von Spottgedicht auf Fichte gemacht, man würde ihm indess zuviel thun, wenn man es ihm selbst auf die Rechnung setzte, indem die Fantasien einer gefährlichen Krankheit doch wol nicht gut über einen Menschen und Dichter (wenn gleich nur Pseudo-Dichter) entscheiden dürfen.

Ich erinnere mich, einen guten, ehrlichen Dorfküster gekannt zu haben, der einmal von den Honoratioren des Dorfs den Auftrag bekam, einige Denksprüche aufzusetzen, an denen sie sich in den Stunden der Sentimentalität laben könnten. Der gute Mann befand sich in einer nicht geringen Verlegenheit; er machte sich indess ans Werk, brachte aber nur sehr flache, unscheinbare Gedanken heraus. Zum Glücke führte ihm ein Zufall die Denksprüche von Streithorst (Beckers Alm. von 1795. S. 114. ff.)

in die Hände, und da er sich hier so ganz wiederfand, so mischte er seine Sentenzen mit denen des Herrn Oberconsistorialraths, und Niemand bemerkte es, ausser dass man an diesen letztern noch einen fruchtlosen Versuch schwülstig zu sein entdeckte, von denen des Dorfküsters eigne Ideen frei waren.

Man hat an der Möglichkeit gezweifelt, irgend einen Schriftsteller durchaus annihiliren zu können. Wirklich scheint mir auch nur ein einziger möglicher Weg dahin zu sein, wenn nämlich ein berühmter Schriftsteller seinen eignen Bewunderer persiffliren wollte. Freilich würde ich mich sehr wundern, wenn sich dieser Bewunderer jetzt nicht sogleich über seine ehemalige Bewunderung wundern sollte; allein man darf sich darüber nicht wundern, wenn man sich gar nicht wundert über diese sonst sehr bewundernswürdige Metamorphose.

Manchen Dichtern sind die Reime wie ein Geländer, an denen sie sehr gemächlich weiter traben, ohne im Mindesten einen Sturz befürchten zu müssen. Leider sind indess diese Geländer nur von Holz, aber um so länger. Man lese nur Tiedge's Gedichte.

Die vollständigste prosaische Natur, die jemals von einer durchaus vollendeten poetischen in der gediegensten Fülle und der allerreinsten Objektivität dargestellt worden, ist Sancho Pansa.

Wie sich die schlaffen manierirten Helden der gesunkenen Chevalerie zu den einfach kräftigen

und ewig ſtehenden des Sophokles verhalten, ſo verhält ſich Hrn. Wielands Don Sylvio von Roſalva zu Cervantes Don Quixote.

Ich ſprach vor einiger Zeit mit einem Freunde von Voltaire's, Corneille's, Racine's und Crebillon's Trauerſpielen, und ſuchte ihm ſehr weitläufig die unendlichen Blöſsen aufzudecken, welches freilich ſeltſam genug war, da man nicht eigentlich von Blöſsen ſprechen ſollte, da wo nur Eine Blöſse iſt. „Wozu das Alles? antwortete er; die franzöſiſchen Dichter alle kommen mir vor wie — ein Bonmot von Vorgeſtern. (S. Kabale und Liebe.)

Ein ganz gemeines Buch: Eliſa, oder das Weib, wie es ſein ſollte, hat bekanntlich eine Menge Nachahmungen, und Seitenſtücke erhalten, in denen ſich alle Dürftigkeit der Schriftſteller, wie ſie nicht ſein ſollten, offenbart hat. Es iſt indeſs für den Menſchenbeobachter kein unintereſſantes Schauſpiel, wie hier die Armuth von der Armuth borgt, und ſich möglichſt ins Breite zu legen ſucht. Auch ein Mann, wie er iſt, von einem Herrn Schilling iſt glücklich an das Tageslicht gekommen. Der Autor, in deſſen frühern Schriften (deren Anführung viel zu langweilig wäre) ſich ein aufserordentliches Talent zeigt, politive Gemeinheit durch luxuriöſe Grellheit und Verzerrtheit zu verhüllen, hat gleich auf dem Titel einen beſonderen Misgriff gethan. Es ſollte billig heiſsen: Der Mann, wie er leider Gottes! zuweilen herumläuft.

Der Akt, in welchem der Schriftsteller sein Manuscript dem Drucke übergiebt, sollte immer ein höchst solenner Akt sein. Was im Pulte versteckt, so ruhig und friedlich da lag, wird oft grimmig und feindlich, wenn die Presse es vertausendfältigt, und nach allen vier Weltgegenden wie einen pestartigen Hauch geweht hat. Das Buch steht nicht mehr unter dem Schutze des Verfassers, der nicht mehr durch persönliche Gegenwart und charakteristischen Vortrag die Aussprüche modifiziren kann. — So sagt Max Piccolomini in der herrlichen Abschiedsscene: (Wallensteins Tod. II Aufl. S. 101 ff.)

Denn wenn die Kugel los ist aus dem Lauf,
Ist sie kein todtes Werkzeug mehr, sie lebt,
Ein Geist fährt in sie —

(Hier leidet es keine Anwendung, denn wenn nicht schon vorher ein guter, kräftiger Geist darin gewesen — womit sich diese Fragmente fast schmeicheln möchten — so giebt auch die Presse ihm keinen — Sie giebt dem jungen Heros nur den Triumphwagen, auf dem er abfährt.)

— die Erinnyen
Ergreifen sie, des Frevels Rächerinnen,
Und führen tückisch sie den ärgsten Weg.

Avertite omen!

Ad vocem Wallenstein! — Woher kommt es doch, dass bis jetzt noch gar keine Recension dieses so höchst bedeutenden dramatischen Gedichts erschienen ist? — Man sollte diesen Vorwurf fast für ungerecht halten, so bald man nicht auf das Wort Recension Acht gegeben hat, worunter ich, (sonderbar genug!) eine wirkliche Recension verstehe. Was bisher darüber gesagt worden, ist nur das Resultat eines blöden Staunens, oder einer gemeinen An-

icht, einer langweiligen Erbitterung gegen den Dichter, dem man die Xenien noch nicht vergeſſen kann; kurz es trägt ſeine Vernichtung in ſich ſelbſt, ohne daſs man nöthig hätte, das delearur darüber auszuſprechen. — Faſt ſollte man daher vermuthen, als habe der Dichter nicht ſo ganz eigentlich für dieſe Zeit geſchrieben, ſondern für eine andere Zeit, die das Weſen des Trauerſpiels wol nach und nach ahnen wird.

Aus der habituellen Meinung, daſs das ganze Leben nichts als ein angewieſenes Stück Arbeit ſei, läſst ſich die Zufriedenheit erklären, mit der man in den ſogenannten Erholungsſtunden in Büchern und Schauſpielen dieſe Lebenshandhierung wie einen zähen Fraſs wiederkäut. Geben dieſe Erholungs- oder beſſer Wiedererholungsſtunden nur recht vielfach treue Reflexe der Natur, wie ſie iſt, hin und wieder eine mäſsige Rührung, dann und wann ein anſtändiges Lächeln, ſo geht jene Zufriedenheit ſchon in eine ziemliche Gemüthlichkeit über. Giebt aber vollends der Mechanikus ſolchen Spiegelbeluſtigungen einen Vexierſpiegel zum Beſten, und dieſer breite Geſichter, lange Naſen u. ſ. w. kurz verhunzte Natur, ſo wird man über alle Maaſsen glücklich und wahrhaft exaltirt. — Aber jener Unbekannte, der dort ſo ernſthaft, kalt und doch bald ſtaunend, bald fragend ins Publikum hineinſchaut, der iſt doch wenigſtens hypochondriſch, wo nicht ein Narr?

Für die meiſten Menſchen iſt die Tugend nichts mehr als ein fremder Gaſt, von dem ſie zuweilen einen ſolennen Beſuch annehmen. Man putzt ſich und alles vorher gehörig auf und erwartet ihn nach getrof-

senen Anstalten anständig und umständlich auf dem Sofa. Uebrigens ist man schon überaus tugendhaft, wenn man jenem Fremden selbst einmal die Honneurs durch einen Besuch abstattet. An ein besonderes freundschaftliches Verhältniss mit ihm ist gar nicht zu denken, um so weniger an eine innige Vereinigung.

Man sagt: „die Iflandischen Stücke sind treue Spiegel.“ Ich gebe dies zu und ohne zu fragen, was sie sein sollten, bemerke ich nur, dass auch in Rücksicht ihrer Compotition dieser Spiegelvergleich passt, indem man den Spiegel erhält, wenn man dem durchscheinenden Körper, nemlich Glas, einen dunkeln — und ein Iflandisch Stück, wenn man der Tugend einen Bösewicht unterlegt. Die Tugend der Letztern ist zwar eben so zerbrechlich wie Glas, aber nicht so rein, sondern oft matt und ungeschliffen, weshalb denn auch der Spiegel nur das Nächste und Gröbste reflektiren kann.

Ich sehe oft in der litterarischen und politischen Welt nichts als eine elektrische Erscheinung. Da sehe ich die Menschen die alten Pechklumpen ihrer Meinungen reiben und peitschen, und so weit erregen, um sich nur in gegenseitigen Reih und Glied einige derbe Schläge mittheilen zu können. — Wenn denn auch nichts Besonderes dabei herauskommt, so kommt doch wenigstens etwas hinein, nemlich Leben in die Gesellschaft, und dieses gesammte Leben, so wie nach Achard durch die eigentliche Elektricität das Blut, in schnellern Umlauf.

Wir haben bis jetzt noch wenig wahre Künstler, noch weniger Künstler des Lebens. Jene sogenannten sind Mechaniker, diese Routiniers.

Wer die äussere Welt zu seinem Leben für etwas mehr nimmt, als blosses Element zur Existenz, gelangt gar nicht zur eigentlichen Existenz.

Die Idee der Freiheit hat viele Köpfe im eigentlichen Sinne benebelt, wenige ergriffen, noch wenigere haben sie begriffen.

So wie wirkliche Gegenstände mit der Entfernung im Raum, kleiner werden, so werden umgekehrt wirkliche Menschen mit der Entfernung der Zeit grösser. Daher stehen die Griechen und Shakspears Menschen in so kolossalen Gestalten vor uns, dass nothwendig unsere, jenen nur an den Füssen herumkriechen, und oft ohne Glas kaum bemerkt werden können Da nun freilich bei einem solchen Contraste unsre Helden sehr schlecht figuriren und sich ihr Muth leicht in Mismuth umwandeln könnte, so möchte ich sie doch durch obiges Axiom, das ihnen wenigstens eine Assekuranz auf die Nachwelt giebt, etwas aufrichten. Einige wollen zwar behaupten, dass diese sogenannte Helden gar nicht da seien, und ihre Erscheinung nur ein optischer Betrug sei, allein diese treiben es offenbar zu weit. —

Wenn die Population des sogenannten gelehrten Teutschlands, so fruchtbar als es den Anschein hat, fortwächst, so wird bald von keinem andern

Teutſchland als dem gelehrten, oder als *varia dictio* dem verkehrten mehr die Rede ſein können; denn alsdann wird Menſch und Schriftſteller Eins — einer des andern Lumpenſammler, Setzer, Verleger, Recenſent und Leſer, und ein Meuſel zugleich auch nebenbei als ein ſtatiſtiſches Werk zu gebrauchen ſeyn, um die Einwohner Teutſchlands nachzuſchlagen.

Laſontaine und Kotzebue haben, jener durch den Romulus, dieſer durch die Octavia hinlänglich dargethan, daſs ſie im alten romaniſchen Gebiete eben ſo wenig zu Hauſe ſind, als im romantiſchen.

Harmonie in und mit uns ſelbſt, giebt uns erſt Harmonie mit der Welt.

Die wenigſten Menſchen wiſſen eigentlich was ſie wollen, vielweniger was ſie ſollen. Daher die gränzenloſe Unentſchiedenheit der Meiſten, die zuletzt dahin führt, ſelbſt auch nicht einmal das Wollen mehr zu wollen.

Von vielen unſrer jetzigen Menſchen im Leben und Roman können nur Mikrologen viel Weſen machen; denn ſie kommen mir oft nicht anders vor, wie Infuſionsthierchen, die im faulen Waſſer entſtehan, und in ihrem ſtinkenden Elemente nach einem Minutenleben wieder vergehen. Büffon will dieſe Thierchen nicht einmal unbedingt ins Thierreich aufnehmen, ſondern meint, das Pflanzenreich habe die halben Anſprüche auf ſie.

Die höchſte Idee des Lebens iſt, das Leben ſelbſt zur Idee zu erheben. Wenige haben aber davon eine Idee, die wenigſten bringen es zur Idee.

Das ſchnelle Anneigen gewiſſer Menſchen an andre, aus welchem man das Talent der Liebe erkennen, und oft gar die Verwandſchaftstheorie der Geiſter abſtrahiren will, iſt auſser dem Fieberparoxismus gewöhnlich nichts mehr, als ein faules, behagliches Anlehnen, dem man in der höchſten Gemüthlichkeit einen ſchönen Namen leicht.

Durch die allgemeine Menſchenliebe geht eine höhere verlohren, durch das Lieben die Liebe.

Wir müſſen die Menſchen verachten, um die Menſchheit achten zu lernen.

Es iſt eines ſo ungeheuer und widrig als das andere, wenn Jean Paul der ganzen Menſchheit nur ein Herz wünſcht, um es an ſeinem erwärmen — und Nero ihr nur einen Kopf, um ihn abſchlagen zu können.

So wie Fixſterne den Planeten, ſo geben gewiſſe fixe Ideen andern und dadurch dem Leben ſelbſt Umſchwung und Bewegung. Ohne ſie würde der einſeitige einzelne Menſch, ſo wie das ganze Publikum vor Langerweile in einen lethargiſchen Schlummer ſinken, und in ſich ſelbſt vergehen. Aber ſo ſetzt eine fixe Idee, z. B. nur die, ein Buch zu ſchreiben, wenn auch nicht gerade die an-

dern Ideen, doch wenigſtens die Hände einer Menſchen in Bewegung, und wirkt ſo als Handthierung direct aufs Leben. Auf dieſe Weiſe erhält ſich auch die Lebensenergie des geſammten Publikums durch abwechſelnde fixe Ideen, als da ſind: Borkenkäfer, Waldraupe, Hr. v. Kotzebue, Stallfütterung, Runkelrüben, Kuhpocken u. ſ. w.

Ich möchte unſer litterariſches Zeitalter das eiſerne und goldene zugleich nennen. Jedes hat ſeine eigene Inclination, jenes nach dem Magnet der Gemeinheit, Mittelmäſsigkeit und Natürlichkeit, dieſes nach der poſitiven Electricität der höchſten Erhabenheit, und dieſes doppelte Zeitalter dauert fort, ſo lange ſeine Inklinationen dauern, und dieſe, ſo lange die attrahirenden Körper da und in ihrer Nähe ſind. Ich dächte daher unmaſsgeblich, bevor unſre chemiſch-philoſophiſchen Aeſthetiker den vergeblichen alchemiſchen Proceſs mit dem eiſernen Zeitalter fortſetzen, ſchaffte man vorhero jene Magnete zuſammen nach Norden, wo ihnen einer ſchon rühmlichſt vorangegangen. Der inclinirende Körper fällt dann zu Boden, und wird, wenn auch nicht in Gold umgeſetzt, doch wenigſtens zerſetzt, und das iſt ſchon genug. —

Nichts iſt erfreulicher für einen wohlgezogenen Zuſchauer, als zwey verwandte Kunſtgenien zu ſehen, von denen der eine immer ein Spiegel der Vortreflichkeit des andern iſt. Denn wenn dieſe das Lob der gemeinen Naturen verſchmähen, ſo ſtehet es ihnen doch wohl an, ſich in gegenſeitigen Apotheoſen anzuerkennen, und ihre goldenen Waffen gegen gleiche auszutauſchen. Dadurch werden erſt

die Heldenthaten möglich, die, wie Schlegel ſagte, nur von dem Apollo mit Kränzen belohnt werden. Das Göttliche einer ſolchen Verbrüderung ſehen wir an dem ehrwürdigen Beyſpiele der Schlegel, dieſer Brüder κατ' ἐξοχην, und Ludwig Tieks, die zunächſt ſich ſelbſt einander zu gefallen wünſchen, und ſich durch ihre gelungenen Schöpfungen zu höhern Unternehmungen ſtärken. Verbänden ſich Mehrere ſolcher Heroen mit gleichem Enthuſiasmus zu einem Argonautenzuge, ſo würde es ihnen ein Leichtes ſeyn, alle Schätze der fremden Nazionen in kurzer Zeit zu erobern.

Es iſt nicht genug, daſs ein Schriftſteller ſtehe; er muſs auch wohl zuſehen, daſs er nicht falle. Darum wäre es zu wünſchen, daſs ſich manche verdiente Patriarchen unſerer Literatur entſchlieſsen möchten, dem Beyſpiele Karls des Fünften nachzufolgen. Wie ehrwürdig würden ſie erſcheinen, wenn ſie mit dem ſtolzen Bewuſstſeyn, das Ihrige gethan zu haben, ihre Begräbniſsfeyer ſelbſt anordneten, und mit erhabenem Scherze ſich lebendig annihilirten! Sie könnten dann getroſt in das Kloſter gehen, und ſich auf ein ſeliges Ende vorbereiten.

Ein ärgerliches oft wiederkehrendes Schauſpiel iſt es, wenn der ſogenannte Gelehrte in ſeiner gemüthloſen Blindheit dem Geiſte der univerſellen Einheit entgegenzutreten wagt. Der letzte, welcher ſeiner höhern Allwiſſenheit vertrauend uns bald mit geiſtreichen Spielen ergötzt, bald mit ſeiner geſetzgebenden Kraft uns über uns ſelbſt erhebt, hat es hier mit einem rohen, maſſiven Weſen zu thun, welches ihn gern über dieſes und jenes, was zur vierten,

Bitte gehört, belehren möchte. Nichts aber erbittert den gelehrten Spiefsbürger mehr, als wenn er von feinem ſtolzen Gegner hören mufs, dafs dieſer ſich zutraue, der Wiſſenſchaft ſelbſt Geſetze vorzuſchreiben, ſie zur Kunſt zu erhöhen, oder ſie gar umzugeſtalten. Er kann dieſes nimmermehr bey einer Wiſſenſchaft zugeben, die ihm ſo vielen Schweifs gekoſtet hat, und ſo gilt das, was der König der Lyriker ſo bedeutend ausſpricht:

Σοφὸς ὁ πολ-
λὰ εἰδὼς φυᾷ·
Μαθόντες δὲ λαβροὶ
Παγγλωσσίᾳ. κόρακες ὡς
Ἀκράντα γαρύετον
Διὸς πρὸς ὄρνιχα θεῖον.

Göthe und Schiller ſind in den Xenien als ächte Repräſentanten des Jupiter Xenius aufgetreten, welcher durch ſie die Guten belohnt, und die Böſen beſtraft hat. In dem goldenen Zeitalter, welches jene Herrſcher vorbereitet haben, wird man eine pragmatiſche Geſchichte der teutſchen Poeſie darüber leſen können.

Die Griechen haben unter ihren Meiſtern keinen aufzuweiſen, welchem ſie Poeſie der Poeſie zuſchreiben könnten. Nur die Teutſchen dürfen ſich eines Dichters rühmen, welcher endlich auch dieſe höchſte Stufe der poetiſchen Kunſt erſtiegen hat. Ich nenne ſie die von allen Seiten vollendete Vereinigung des Naiven und Sentimentalen durch das Medium des Romantiſchen, verbunden mit einer ruhigen Selbſtbeſpiegelung. Als Studien dazu kann man

die gelungenen Parodieen fremder Manieren betrachten, unter denen die Muſen und Grazien in der Mark, und nächſt ihnen der Schlegelſche Wettgeſang zwiſchen Voſs, Matthiſon und Schmidt an der Spitze ſtehen. Aber um ſich in ſeinem ganzen hundertarmigen Vermögen auszuſprechen, muſs man ſich ſelbſt mit Anmuth und Würde zu parodiren wiſſen. Dieſes leiſtet der Meiſter, in welchem der allgegenwärtige Geiſt ſeines Meiſters alle Formen beherrſcht, und in dem ſelbſtgeſchaffenen Spiegel der Kunſt ſeine eigene Schönheit anzulächeln ſcheint.

Im Gegenſatze der Poeſie der Poeſie könnte man es eine Erbärmlichkeit der Erbärmlichkeit nennen, wenn es dem Herrn Falk gefällig wäre, eine Satyre auf ſeine eigene Schalkhaftigkeit niederzuſchreiben. Dieſe Selbſtparodie wäre ganz in ihrer Ordnung, da ſein einfaches Talent, die gröſsten Meiſter zu parodiren, allen Freunden des Scherzes und der Satyre bis zum Ueberdruſſe bekannt iſt.

In einem Kodex der äſthetiſchen Geſetzgebung müſste man durchaus auch darauf dringen, daſs jeder ſterbende Dichter das Dokument ſeiner Sendung mit einem Schwanengeſange beſiegelte. Da man ſich auf den Sterbebetten gern aller Sünden entladet, ſo müſste dieſe poetiſche Diplomatik auch für den künftigen Kritiker äuſserſt wichtig ſeyn. Als Kanon darf ich das erhabene Verzweiflungslied des Chryſoſtomo im Don Quixote, oder Paul Flemming in ſeinem Schwanengeſange kühnlich aufſtellen. Auch Volkers Schwanenlied verkündigt Bürgers romantiſchen Genius auf eine rührende Weiſe. Ueberdieſs würden die Häupter des Parnaſſes, wie die Homeriſchen Helden, immer mit prophetiſchen Geſängen

zur Unterwelt hinabſteigen, woraus eine geſchworene Deputation neue Sibylliniſche Bücher zuſammenſezzen müſste.

Der Triumph der Kunſt verherrlicht ſich in unſern Tagen durch die romantiſche Rückkehr zur Kindlichkeit.

Der berühmte Merkel darf eine Vergleichung mit dem Herrn Nicolai nicht gänzlich ſcheuen, obgleich der Letzte noch einige Procent dabei gewinnen möchte. Wenn beide die Kunſt zu einem elenden Handwerk erniedrigt, und im Vertrauen auf ihre Gönner Suppliken in die Welt geſendet haben, ſo hat doch Nicolai das Lob, ſeine Gelder mit einer vornehmern Miene eingeſtrichen zu haben. Dabei iſt Herr N. bekanntermaſsen ein alter Mann, mit welchem man es bei einigen groben Verſtöſsen gegen den heiligen Geiſt nicht ſo genau nehmen darf. Herr Merkel aber hat ſich in ſeiner antipoetiſchen Sündhaftigkeit erfrecht, uns in die gothiſchen Zeiten zurückſezzen zu wollen, von denen Nicolai vor einem halben Jahrhundert ausging.

Leider haben wir noch immer keine Ueberſetzungskunſt, ob es gleich die Teutſchen in Fabriken dieſer Art weit genug gebracht haben. Hier iſt der Punkt, wo der um den Buchſtaben beſorgte Schüler ſehr oft mit dem Meiſter zuſammentrift, welcher mit gewiſſenhafter Religion das ganze Gemüth ſeines Originals auszuſprechen ſtrebt. Aber ſelbſt zwiſchen den Ueberſetzern von höherm Range iſt oft eine ungeheure Kluft befeſtigt. So würde es ungerecht ſeyn, dem Herrn Gries das Lob der be-

harrlichen Mühseligkeit zu versagen; allem das kalte Studium des Mechanismus, in welchem sich sein nüchterner Verstand so wohlgefällt, kann uns nicht für das harmonische Leben entschädigen, welches z. B. A. W. Schlegel auch in die geheimsten Theile seines geliebten Vorbildes zu hauchen weiss. Man glaubt zwar mancher Uebersetzung ein gutes Empfehlungsschreiben mit der Versicherung auf den Weg zu geben, dass ihr Verfasser mit seinem Schriftsteller schon lange bekannt sey; aber der vollendete Uebersetzer muss zuförderst, um seine strengbestimmte Aufgabe zu lösen, seinem Muster mit gleich angeschaffener, und gleich ausgebildeter Dichterkraft nachringen können. Darum wird Voss als Idyllenübersetzer, auch in der Uebertragung derer Stellen in der Odyssee, wo die Menschheit mehr kindlich und ruhig erscheint, immer vorzüglich bleiben. Den untersten Platz nehmen die Nachbildungen ein, die sich Uebersetzungen nennen, aber in der That nichts weiter als Affen sind.

Die vielbesaitete Leyer, mit welcher Jean Paul die Wälder von Teutschland durchstreicht, erinnert zuweilen an die Töne, die aus der Hamannischen Schule hervorgingen, und in denen sich auch Herder zum Anfange und zum Ende seiner Laufbahn wohlgefiel.

Nur die unverschämteste Frechheit kann von dem Meister immer das Höchste fordern. Er muss auch Momente haben, in welchen er, von seinen unnennbaren Anstrengungen ruhend, menschlich zu den Menschen herabsteigt, oder sie mit liebenswürdiger Selbstvergessenheit zu sich hinaufzieht. - Dies ist der Sinn des Mythus von dem Hirten Apollon.

Sollen wir uns ärgern, daſs zu viele Thersiten im Volke ihre Stimmen erheben, oder mehr darüber trauern, daſs zu wenig Stellvertreter des Odysseus da sind?

Es ist eine wichtige Frage, was die Franzosen, diese Universalmonarchen des Geschmacks, durch ihre politischen Eroberungen im Reiche der Kunst gewinnen werden? Zwar sind sie nach Zerstörung aller monarchischen und anarchischen Formen aus dem engen Kreise ihrer Individualität in das unendliche Gebiet der Weltbürgerlichkeit übergetreten; allein wird dieses ihren Tragödieen, Epopöen, und allen den Dichtungsarten, wo es auf die objektive Darstellung einer idealen Natur ankommt, sogleich aufhelfen? — Wenigstens würden sie einen Schritt vorwärts thun, wenn sie, wie die alten Zertrümmerer des römischen Reichs, eine Sprache der Ueberwundenen annehmen, und ihre eigene nur für die Konversazion, höchstens für das Lustspiel, oder das Lied beybehalten wollten.

Das Fragment, als Kunstwerk betrachtet, muſs ein Mikrokosmos seyn.

Noch immer stehet es da, das Badehaus der schönen Wissenschaften. Der Pachter dieser nützlichen Anstalt ist ein strenger Virtuose der Ehrbarlichkeit, welcher nach diesem löblichen Instinkte allerley hochbetagte Badefrauen besoldet. Was ihnen an Gestalt abgeht, wünschen sie nach Art der Gouvernanten durch die Geläufigkeit ihrer französischen Zunge zu ersetzen. Bisweilen wird noch eine und die andere von dem Satan versucht, und in diesem ekelhaften Triumphe der Fleischlichkeit steigen sie oft selbst in die kalten Badewannen, und suchen sich

einen Zuſtand zu erkitzeln, welchen ſie Kunſt der Liebe nennen.

Endlich iſt auch in der äſthetiſchen Welt die groſse Völkerwanderung eingebrochen. Ein kräftigeres Geſchlecht gigantiſcher Heroen hat den Schauplatz beſchritten, und die Häupter aller poetiſchen Schwächlinge müſſen ohne Gnade herunterfliegen.

Auch der Enthuſiasmus für das Höchſte will eine beſtimmte Beſonnenheit, wenn er nicht leer und fruchtlos ſein ſoll.

Die Naiveté mancher Schriftſteller iſt zuweilen ganz in den Titel zuſammen gedrängt. So giebt der Titel Dyks Nebentheater, und Herder's Metakritik eigentlich genommen, einen ſehr naiven, paſſenden Sinn.

A. Was iſt es denn, worauf die Kunſtrichter, die ihr neu nennt, dringen?

B. Nichts.

A. Wie mögt ihr doch gegen eure Natur ſo viel Aufhebens über Nichts machen?

C. Unbegreiflicher Unſinn.

A. Aber da gebt ihr ja ſchon durch das Urtheil vor, ihn begriffen zu haben. Eine groſse Kunſt, fürwahr, das Unbegreifliche zu begreifen!

D. Uiberſpannter Trieb iſt es.

A. In's Unendliche geht freylich der wahre Trieb.

E. Unzeitige Neuerungsſucht.

A. Die will man ja eben verbannen; das Alte, ewig Neue und Wahre ſoll ja zurückgeführt werden.

E. Du belügſt uns.

A. Nicht doch! Eben daſs ihr gegen alles, was nicht Ihr iſt, ſchuſsfeſt ſeyd, hat euch irre geführt.

Wie kommt es doch, daſs die triftigſten, ſchärfſten Beweiſe des kritiſchen Idealismus an dem Realismus abgleiten? Man kann die Antwort der Phryne geben, als ihre Künſte an Xenocrates Enthaltſamkeit abglitten: *de homine, non de ſtatua vobiscum pugnus posui.* S. Valer. Max. 4, 3.

Das Einzige, was die Gegner der redlichſten wiſſenſchaftlichen Bemühungen verdienſtvoller Männer intereſſant macht, iſt, mit Fallſtaff zu ſagen: ſie ſchaffen, daſs man an ihnen witzig wird.

Die Mythologie redet von vier Zeitaltern. Das unſrige iſt von ihnen allen ſo verſchieden, wie ſie unter einander ſelbſt. Wenn man erwägt, daſs es die antiſokratiſche Maxime deſſelben iſt: zu leben um zu eſſen — eine Maxime; die ſich in dem allgemeinen Streben, ſein Brot zu haben, deutlich ausſprich: — ſo wird man verſucht, ein fünftes unter dem Namen: *aetas panicea*, anzunehmen. Weiter beſtimmen lieſse ſich dieſer Begriff durch eine vollſtändige Analyſe des Begriffs: Niederträchtigkeit.

Die prodromi galeati ſind ein weſentliches Stück unſrer beſten Schriften, das man ja nie vergeſſen ſollte, wär' es auch nur, um den Andabaten in unſrer Litteratur auch die kleinliche Freude zu verleiden, als könnten ſie irgend etwas ſagen, was nicht

schon gesagt, oder erwartet wäre. So hat der geschlossne Handelsstaat einen eignen Abschnitt der Art, der diesem Fruchtgarten statt Priaps dient.

Unsre Schauspielkunst ist der einfachste bequemste Mechanismus einer Wasserleitung.

Die heutige Bürgerwelt ist eine berechnete Vernichtung der Selbstständigkeit des Menschen, um die man nicht zu wissen vorgiebt. Obgleich diese Berechnung nur dumm ist, so hat sie doch alle Folgen einer bösartigen.

Es ist das fröhlichste und wünschenswertheste Ereignis, dass die Poesie, die zur Sklavin übelverstandner Ergötzung so lange erniedrigt, ja sogar von der Narrheit verdrängt worden, endlich frey und selbstständig ihr Haupt erhoben hat, und dass ihre wahren Verehrer elenden Gewerbfleifs, verwohnte Naschsucht, und dickhäutigen Aberglauben von diesem Pantheon zurückweisen. Nichts, was sie erniedrigt, kann und darf dem heilig seyn, der ihr huldigt, und wenn es die Angewöhnung von Jahrhunderten in Schutz nähme. Es giebt hier gar keinen unzeitigen, überspannten Eifer, und wenn es irgendwo im ganzen Umfange gilt, Aug' um Auge, Zahn um Zahn, so gilt es hier.

Es giebt eine so ganz elende Gemeinheit, die auch jetzt in die litterarische Welt übergegangen ist, dass man sie nicht einmal verachten sollte. Die vollendete Niedrigkeit legt nämlich höhern Menschen ihre Maximen unter. Solche Menschen stehen noch

unter dem Uiberſetzertroſs, der franzöſischen Miswachs unter dem Namen Roman einführt; indem dieſe doch wenigſtens nur Erbärmlichkeit zu Erbärmlichkeit ſetzen, jene das Hohere mit dem Niedern beſchmitzen.

Die Pädagogik unſrer Zeit iſt nichts als das Kunſtſtück ſich doppelt zu ſehn in ſeiner ganzen lieben Individualität, wo nicht in einem, doch in mehrern Objekten. So wird demnach die Menſchheit zwar nicht in Einheit, wohl aber in Einzelnheit und Einerleyheit zerfallen.

Die Wuth nach Nützlichkeit iſt heut zu Tage ſo groſs, ſo überſchwenglich unbeſonnen, daſs man am Ende die Nützlichkeit ſelbſt abnützen wird; und dies dürfte vielleicht der erſte wahre Nutzen ſein, den dieſe Wuth gebiert.

Wen die gewaltſame, oft bis zur Grobheit gehende Emergenz unſrer verdienſtvollen Männer befremdet und verdrieſst, der leſe doch ja ihre Gegner, und antworte: wie man boshafter Gemeinheit anders begegnen könne? Was muſs wohl der ernſte, redliche Denker empfinden, wenn ein bloſser Gedankenſpediteur und politiſirender Höker von Sophiſtenbrut ſpricht? Wer muſs ſich nicht gegen die concentrirte faunenartige Albernheit, die Dyk heiſst, fühlen, wenn er fühlt?

Θρασυστομῶν γὰς ὁ πρέπει τὸν ἥσσονας. Aeſchyl. Fleh. 211.

Es iſt ein unendlich ſchöner, tiefer Mythus im Platoniſchen Gaſtmahl von der Trennung des Einen

in zwey Geschlechter. Aber abstrahirt von dieser Trennung sollte man beym Anblick mancher Menschen meinen, es sei noch eine Trennung vorgefallen: so in sich selbst zerlegt und zertheilt, so ein wahres Bruchstück von sich selbst, liegen sie da.

Wer nicht an Lafontaine, Spies, Schilling, Kotzebue und den salbungsreichen Verfasser der Amalie Will glaubt, heifst abgeschmackt und wahnsinnig. Man träumt nicht einmal von der Möglichkeit, dafs diese Hydrophobie wenigstens der Durchgang zum Geschmack sei.

Ut de pictore, sculptore, fictore, nisi artifex iudicare, ita nisi sapiens non potest perspicere sapientem, sagt der milde Plinius Br. I, 10. Dennoch urtheilten Nicolai, Dyk und Consorten über Fichte??

Es ist in mehr als einer Rücksicht wahr, dafs Ceres jetzt das Symbol des Forschens nach Wahrheit ist. Wenigstens läfst sich daraus auch die Erscheinung erklären, dafs Nicolai, und die übrigen Postscripte zu dem Schenkbriefe der Natur an die Männer, der kritischen Philosophen nie ohne das Prädicat *verrückt* erwähnen. Im Alterthum nennte man solche Leute *cerritos.*

Was die Welt sinnliches Leben nennt, kann man nach ächt philosophischen Begriffen metaphorisches Leben nennen. Unser Leben wäre also nur eine Metapher des Uebersinnlichen.

Die meiſten Akademien unſrer Zeit gleichen der Höhle des Trophonius. Die daher kommen, bleiben zeitlebens traurige, zerſchlagene Geſchöpfe.

Schlieſst man von Herders Glaubensbekenntniſs über die Nemeſis auf ſein Betragen gegen Philoſophie, ſo iſt entweder das erſte nur ſchale Galanterie, oder er iſt in ſeiner innerſten Tiefe unzuſammenhängend.

Perfecta ars fortunae lenocinio destituta fiducia inſta non exuitur, quamque ſcit ſe laudem merere, eaſi etſi ab aliis non impetret, domeſtico tamen acceptam iudicio refert, ſagt Val. Max. 3, 7. 2. ext. Wer möchte auch jetzt ohne dieſe innere Entſchädigung einen Schritt weiter gehn, als die Anciennetè will?

Nicht *was* gegen den kritiſchen Realismus gethan wird, hemmt ſeine unausbleibliche Wirkung — denn dieſe Nichtigkeit wird ſchon in ſich ſelbſt verſinken — ſondern *daſs* überhaupt etwas dagegen gethan wird. Denn dies letztere ſetzt einen Mangel an Selbſtſtändigkeit, an Reinheit und Heiligkeit des Willens voraus, welche das Bedingniſs, das A und Ω der Idealismus ſind.

Man glaube doch ja nicht, daſs Decenz ſo allgemein unter uns verbreitet ſei! Was wir ſo nennen, iſt nur ein öffentliches Ignoriren des Geſchlechtsunterſchiedes, damit nicht etwa Hausſuchung gethan werde. Wahre Decenz iſt nur das Reſultat der genauen Grenzbeſtimmung beider Geſchlechter, und verhält ſich zu unſrer, wie Mannſinn zu Eunuchenſinn.

Magis hominet iuuat gloria latè, quam magna. Plin. ep. 4, 12. Zur völligen Erklärung dieſer Stelle muſs man Nicolai und Fichte vergleichen.

In Lafontainet neuer Familiengeſchichte (denn der Himmel bewahre uns, dergleichen mit dem ſchönen Namen: Roman zu belegen) erzählt der Wachtmeiſter, (der, wie es nun einmal die Wachtmeiſterm a ſ k e mit ſich bringt, zu den langweilig-roh-bornirt-hitzigen Tugendhaften gehört, an welcher traurigen Menſchenrace man ſich immer noch nicht ſatt ſehen kann) von einer Art von Schiffbruch: „Die Mannſchaft rettete ſich glücklich auf eine Felſeninſel. Im Trocknen waren wir nun, aber der ſchrecklichſten Gefahr ausgeſetzt, nach dem Schickſal zu verdurſten. Keine Quelle, Bruder, kein Tropfen Waſſer! Was that Gott? da die unterirrdiſchen Quellen fehlten, ſo gab er uns überirdiſche. Ein Schiffer aus einer Bahama-Inſel, der bei uns war, zeigte uns Waſſer auf den Bäumen. Wir ſchöpften es aus den hohlen Blättern einer Schmarotzerpflanze, und friſteten ſo unſer Leben bis Hülfe kam. Von dem Augenblicke an nahm ich mir vor, nie wieder die Hoffnung fahren zu laſſen. — Dieſe Hoffnung, ſagte der Vater traurig, bleibt mir, Gott Lob! Alle Hülfsquellen der Erde ſind vertrocknet; das Grab wird mir helfen .... Ihn ſo zu tröſten, war nicht meines Oheims Abſicht geweſen. Aber — ſind denn nicht dieſe überirdiſchen Quellen auf dem dürren Bahama-Eilande, der Erde, der Troſt des armen Lebens? u. ſ. w. — Ich habe mir die ungeheuere Mühe nicht verdrieſsen laſſen, dieſe ganze Stelle abzuſchreiben, weil ſich in ihr der ganze Lafontaine offenbart. — Zerhackter Periodenbau, dürftig erborgter Prunk, verfehlter Bombaſt, ſententiöſe Ma-

gerkeit. — Wahrlich, über den armen Leser erbarmt sich kein Gott, und läßt ihn auf den hohlen Blättern dieser Schmarotzerpflanze nicht einmal Wasser zur Labung erblicken. Hätte ich nicht schon von jeher an Lafontaine verzweifelt, so würde ich doch von diesem Augenblikke an jede Hoffnung haben fahren lassen. Denn wahrlich alle Hülfsquellen sind ihm vertrocknet, das Grab der Vergessenheit wird ihm helfen; denn auf dem dürren Bahama-Eilande seiner Afterromantik sind weder überirdische noch unterirdische Quellen der Trost des armen Lesers.

Keine Seite ist mir an Schillers litterarischer Laufbahn so merkwürdig, als die seiner ästhetischen Kritik. Das erste Bedeutende auf diesem Felde war die Recension von Bürgers Gedichten, die, wenn sie gleich nicht ohne alle Bitterkeit geschrieben war, doch ungemein viel Scharfsinniges und Tiefgedachtes enthielt, das dem zwar höchst genialen, aber gewiss einseitig gebildeten Bürger diese Wunden geben mußte. *) — Es erhob sich damals, wie bekannt, ein sehr bedeutender Kampf,

*) Diese Kritik ist indess bei weitem nicht mehr so bekannt, als sie zu sein verdiente. Es wäre gewiss sehr zu wünschen, dass Schiller diese Recensionen in eine Sammlung seiner Werke [die leider noch immer fehlt] aufnehmen möchte, um auch hiedurch den merkwürdigen Stufengang seines Geistes zu beurkunden. Auch A. W. Schlegel würde wohl thun, wenn er die vorzüglichsten der seinigen aushöbe, damit besonders das Studium seiner Kritik von Herrmann und Dorothea erleichtert werden möchte. Das Unternehmen, dächte ich, wäre doch vielleicht so unersprieslich nicht, sollte es auch an äusserer Pracht fehlen.

der von beiden Seiten nicht ohne Heftigkeit und kräftigen Muth geführt wurde. Jetzt wurde nun auch Göthe von Schiller auf den rechtmäfsigen Thron gehoben, der ihm von Ewigkeit her beftimmt war. Ueber die Iphigenie fagte er vielleicht das erfte kräftige Wort, da man diefe idealifche Bildung bis dahin immer nur mit fchlaftrunknen Augen angefehen hatte. Hierauf folgte die vollendetfte aller feiner Recenfionen über Matthiffons Gedichte (S. Allg. Lit.Zeit. 1794. Nro 299.) — Kant hatte in feiner Kritik der Urtheilskraft (S. 18. 199 ff. Einleit. XLIV.) vom Schönen gefagt, es fei ein Produkt der freien Gefetzmäfsigkeit der Einbildungskraft. Schiller beftimmt es hier mit noch gröfserer Deutlichkeit: Die fchöne Kunft ift die Kunft, uns durch einen freien Effeckt unfrer produktiven Einbildungskraft in beftimmte Empfindungen zu verfetzen, und von diefem Satze geht er mit fchneidender Kraft zu allen Theilen diefer Materie über, um die bisher der flache Mysticism eines Batteux, Ramler u. f. w. einen dichten Schleier gebreitet hatte. — Uebrigens wird Hr. Matthiffon fich gewifs gern felbft befcheiden, dafs feine Gedichte, wenn gleich manche glänzende Einzelnheiten darin unverkennbar find, doch keine folche Kritik erwarten durften, die nicht durch Einzelnheiten, fondern durch ihre Gefammtheit glänzt.

Auch die einzelnen Bemerkungen über gewiffe Dichter (in den Horen) gehören hieher, die nicht felten mit einem bedeutend und fchwer ruhenden Witz fehr tief eingreifen. Ich darf nur an die Molierifche Magd, und die Gefindeftube der teutfchen Literatur erinnern, verbunden mit den Bemerkungen über Klopftock und Leffings Nathan. Nur feine Meinung über Wieland kann ich nicht theilen, und ich fehe nicht wohl ein, wie ich fie mit der Xe-

nie vereinen soll, die bekanntlich die pikante Ueberschrift hat: „Profaische Reimer." — Von jeher nur gewohnt, dem ächten Verdienst zu fröhnen, wird Hr. Adelung zurückgeworfen, Blumauer kurz und derb abgeführt, Thümmel dahin gewiesen, wohin er gehört, und das Urtheil über Siegwart berichtigt. — Auch der Ardinghello, welcher indefs, wie es scheint, einer sehr verdienten Vergessenheit zueilt, erhält an ihm einen durchgreifenden Beurtheiler. „Die blofs sinnliche Glut des Gemäldes, sagt er, (Horen 95. XII, S. 42.) und die üppige Fülle der Einbildungskraft machen es noch lange nicht aus. Daher bleibt Ardinghello bei aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Kolorits immer nur eine sinnliche Karrikatur, ohne Wahrheit und ohne ästhetische Würde. Doch wird diese seltsame Produktion immer als ein Beispiel des beinahe poetischen Schwunges, den die blofse Begier zu nehmen im Stande ist angeführt. Auch verschmäht er es nicht, schon hier dem litterarischen Invaliden zu Berlin einige starke Worte zu sagen, die indefs die zähe Thierheit dieses Subjekts wol schwerlich ganz durchdringen konnte. Ich habe aber sowohl hier als in den Xenien Göthes und Schillers Bescheidenheit nicht genug bewundern können, dafs sie sogar von dergleichen Notiz nehmen.

Gern verweile ich bei der schönen Zeit, als sich dieser Mann noch der Kritik annahm, die jetzt meistens in den Händen seichter Ohnmacht und determinirter Inkonsequenz ist. Es ist wahrhaft schrecklich, wenn Wesen, die keine andere Richtschnur für das Schöne, als eine seifte Natürlichkeit und sich ewig wiederkäuende Gewöhnlichkeit haben, über Kunstwerke richten wollen. Es giebt Ausnahmen, ich kenne sie und ehre sie, indefs *a potiori fit denominatio.*

Einer der traurigſten Franzöſiſchen Romanſchreiber iſt Prevot d'Exiles. Dieſen aufgeklärten Mann verdroſs die ehemalige Idealiſirung der Charaktere und Handlungen dergeſtalt, daſs er ſich ſchnell hinſetzte, und Schilderungen aus dem lieben wirklichen Leben (das doch wahrhaftig gar nicht zu verachten iſt) und Situationen aus der Welt, die ſchon da iſt; nicht aber (wie einige ungebührliche Romandichter gethan haben) aus der Welt, die erſt geſchaffen werden muſs, niederſchrieb. Zugleich wuſste der ſchätzbare Mann Lehre und Unterricht in ſeine Erzählung hineinzuſtreuen, ſo daſs der Leſer jene durchaus mitnehmen muſste, wenn er dieſe haben wollte. So legen verſtändige Väter die Pillen, die der Arzt verſchrieben hat, in getrocknete Pflaumen, mit denen ſie ſie umhüllen, ſo daſs die lieben Kinder die Pillen ganz unvermerkt verſchlucken. —

Sollte man glauben, ich lobe vielleicht dieſen Prevot zu ſehr, ſo beliebe man nur ſeine Mémoires d'un homme de qualite, qui s'eſt retiré du monde, und ſeine hiſtoire du Cleveland zu leſen.

„Mit der Poeſie (ſagt die Beiſpielſammlung VIII, II, 197.) war der Roman von jeher innig verwandt; oft indeſs ferner, oft näher; anfänglich war er lauter Poeſie; und damals fanden die feinern Gränzlinien noch nicht Statt, welche die neuern Kunſtrichter zwiſchen dem Roman und dem Heldengedicht gezogen haben. Ganz anders erſcheint er uns in der jetzt gewöhnlichern Form, wo er Lebens- und Sittengemälde geworden iſt, von jener ältern Form ſo verſchieden wie es das Luſtſpiel der Neuern von der Komödie der frühen Griechen iſt.“ — Dieſe Stelle iſt in der That wichtig genug. Ich habe indeſs darauf nur Folgendes zu ſagen:

Es giebt keine Verwandtſchaft mit der Poeſie. Entweder Proſa oder Dichtung. Poetiſche Proſa iſt eben ſowol contradictio in adiecto als proſaiſche Poeſie. Will man alſo unter Verwandtſchaft mit der Poeſie ſich etwas Beſtimmtes denken, ſo hat man nur unter jenen beiden Dingen zu wählen. „Anfangs war er lauter Poeſie.“ — Ganz recht, und ewig wird der wahre Roman rein poetiſch bleiben. Von dem, was nicht ſo iſt, kann gar die Rede nicht ſein. Es iſt nichts als das Reſultat beſchränkter Vernunft, oder einer trivialen Ammenfantaſie. Was übrigens die feinen Gränzlinien betrifft, ſo ſind ſie leider wirklich gemacht worden, ſo wie man ſchon ſehr oft Gränzen gezogen hat, da, wo an gar keine Gränzen hätte gedacht werden ſollen. Allein man war in der That hiermit genug zu vergeſſen, daſs die Schönheit es nur mit der Form zu thun hat, und die Kunſtwerke alſo nicht nach der Materie eingetheilt werden dürfen, die ſie ſich erwählen. Dieſe Materie iſt durchaus nichts anders, als der Marmorblock, der erſt Geſtalt erwartet von der Hand des Bildhauers. Jene Unterſcheidung der Dichterwerke wäre alſo eben ſo lächerlich, als wenn man die plaſtiſchen Künſtler nach den Farben und Steinen eintheilen wollte, die ſie zu ihren Schöpfungen bedurften. —

Leider iſt es gleichfalls wahr, daſs man jetzt häufig genug den Roman zu einem Lebens- und Sittengemälde herabwürdigt; doch darf man die frohe Hoffnung hegen, daſs die Revolution, die ſo kühn und kraftvoll im Gebiete aller Wiſſenſchaften eingeleitet iſt, dieſen traurigen Irrthum verwiſchen und den dunkeln engen Winkel zerſtören werde, wohin ſich die proſaiſchen Naturen zu flüchten pflegten, um dort ihre ſchmutzigen Spinngewebe aufzuſpannen.

Faſt nichts iſt ſo ſpaſshaft, als wenn der Dichter, um einen wütenden und raſenden Menſchen zu ſchildern, dieſen armen Schelm ſelbſt von ſeiner Wuth und Raſerei reden läſst. So z. B. ſagt Clorinde in Cronegks Olint und Sophronia.

O Wuth! o Raſerei! — Die ganze Hölle glühet
In meinem Herzen. Flieht, ihr edeln Triebe fliehet!
Kein Mitleid kenn ich mehr! Wild ſiegend und beſpritzt
Vom Blut Sophroniens ſeh mich Olint anitzt!

Bald darauf läſst ſie ſich alſo vernehmen:

— — — — — Verzweiflung — Raſerei!
Verfluchte Geiſter, kommt, ſteht meiner Rache bei!
Kein Löwe, der nach Blut in oden Wüſten brüllet,
Kein Tieger, der den Wald mit Tod und Schrecken füllet,
Gleicht mir an Zorn und Wuth — — —

(S. I. F. v. Cronegks Schriften. Leipz. 1760. B. I. S. 334. 335.) — Welcher Leſer und Zuſchauer würde hier nicht gerührt, wer könnte ſo unhöflich ſein, noch länger an der Wuth, Verzweiflung und Raſerei einer Dame zweifeln zu wollen, die es ſo laut verſichert, ſie ſei wüthend, und ſich ſelbſt die Mühe nicht verdrieſsen läſst, ein Gleichniſs hinzuzufügen, um die Sache recht anſchaulich zu machen? Es iſt daher ſehr vernünftig, daſs man den guten Freiherrn unter die teutſchen Klaſſiker zählt, und beſonders jungen Trauerſpieldichtern anräth, ihn zu ſtudieren, damit ſie die Sprache der Leidenſchaft von ihm lernen.

— „Und nun betrachte man die Seele Kants, ein wimmelndes Regensburg aller Formen und Normen: das ſich ſetzende Setzen der That - That Fichte's: die Bildung Schellings eine erſtarrte Succeſſion. Würde man nicht vermuthen, daſs dieſe Lehre uns herkam von Sommonakodom ſelbſt über

Calcutta aus dem tiefſten Hindoſtan? Und ſie gehört doch ſo hohen Geiſtern, deren Schickſal aber es iſt, das Augenſcheinlichſte in der Welt nicht zu ſehen, dies nämlich, daſs alle Transſcendenz eben die Höhe, eben die Kriſis, jeder Barbarei war, der älteſten, der mittleren, der neuen."

Der Herr Profeſſor Thorild giebt in dieſen Worten (ſ. Archimetrie S. 9.) das Beiſpiel einer zwar nicht mehr ganz neuen, aber doch nicht ſo ganz verbrauchten Art, den transſcendentalen Idealism zu bekämpfen, als die gewöhnliche iſt, wo Alles für baaren Unſinn erklärt wird, an dem der geſunde Menſchenverſtand **erlahmen** müſſe, welches einem dieſen lieben geſunden Menſchenverſtand ordentlich fatal machen könnte. Zu dieſer neuern Methode iſt Folgendes nothwendig:

1) Man ſtelle einige Sätze der neuern Philoſophie völlig auf den Kopf, und ſage dabei: Seht, hier haben wir ſie in nuce.

2) Man nenne die Urheber dieſer Philoſophie hohe Geiſter, um ſich den Schein der Unpartheilichkeit zu verſchaffen.

3) Man miſche eine gute Doſis von forcirtem Witz und gepreſsten Vergleichungen hinein.

4) Verſichere kühn, es ſei eigentlich gar nicht neu, ſondern vielmehr die Höhe und Kriſis jeder Barbarei geweſen.

Iſt dies geſchehen, ſo kann man ſicher darauf rechnen, daſs ſchwache Augen dadurch geblendet werden, und es findet ſich auch wol ein **Herder**, der es anpreiſt. (S. Erfurter Zeitg. St. 47.)

Es iſt ſehr gut, wenn ein Schriftſteller, beſonders ein neuer, ſeinen Werken eine Vorrede voranſchickt, in der er ſich oft mehr als in dem Werke ſelbſt zu offenbaren Gelegenheit hat. Ich kenne

Keine widrigere Empfindung, als wenn ich hierin eine kleinlaute Sprache, Demuth oder Feigheit erkennen mufs, die schon dadurch, dafs sie sich selbst vernichtet, durchaus Verzicht thun mufs auf alles Schöne und Grofse, dem sie sich, wenn sie von Muth beseelt wäre, wenigstens in der Folge noch zu nähern hoffen dürfte. Nichts ist so traurig, als die demüthige Verneigung vor dem zukünftigen Recensenten, den man sich als ein wüthendes Ungeheuer denkt, das gern die Fluren verwüsten möchte. Darum bringt man denn auch diesem Moloch, das Höchste selbst, seine Selbstständigkeit zum Opfer. — Pfui, und abermals pfui über diese erbärmlichen Kreaturen. Niemand sollte eine Feder ergreifen, Niemand sollte auch nur eine Zeile drucken lassen, der nicht innig und fest von ihrem Werthe überzeugt wäre, — dann braucht man keine schlechte Recension zu scheuen, denn jeder vernünftige Leser ist eine Antikritik.

Les vers ajoutent de l'esprit à la pensée de l'homme, qui en a quelquefois assez peu, et c'est ce qu'on appelle talens — so sagt Chamfort, und ich brauche nur z. B. an den Almanachspoeten, Hrn. Gries, zu erinnern, um durch ein Beispiel die Wahrheit dieses Spruchs deutlich zu machen, zu dem es überhaupt an Beispielen nicht fehlen möchte.

Nichts ist so lächerlich als die Inkonsequenz und Albernheit mancher Recensenten. Sie vergessen alle Augenblicke, was sie so eben gesagt haben. So zum Beispiel tadeln sie mit Recht an einem Produkt Bizarrerie und Krampf, und reden dann hintennach von Plattheit und Gemeinheit, die doch offenbar höchst selten nur bei jener Ueberschwenglichkeit be-

ſtehen kann, deren Reſultat Bizarrerie und Krampf iſt. Aber ſo iſt es, wenn Knaben ihre Exercitia drucken laſſen.

Jeder junge Dichter hat ſich vor Nichts ſo ſorgfältig zu verwahren, als vor der Eitelkeit. Mit dem Streben nach Idealität und Univerſalität iſt ſie durchaus unverträglich. Iſt er indeſs zum Bewuſstſein der Eitelkeit gekommen, ſo wird es ihm bald gelingen, ſich zum Hochmuth zu ſteigern, doch hat er von da immer noch einen bedeutenden Weg zum Stolz, der jedem Schriftſteller nothwendig iſt, wenn er nicht zu Grunde gehen will.

Unſern meiſten teutſchen Trauerſpielen geht das ab, was den Griechiſchen den eigentlichen Stempel der Vollendung aufdrückte, ich meine die Beruhigung. Der Grieche läſst keinen Helden fallen, ohne wenigſtens nicht noch eine Blume aus ſeinem Grabe hervorſproſſen zu laſſen, und während wir beim Schluſſe des Drama an einem ungeheuern Abgrunde ſtehen bleiben, wird jener wieder zur Menſchheit ſelbſt zurückgeführt. Doch nehme ich einige wenige unſrer Tragödien aus, z. B. Egmont, wo das bewegte Gemüth in dem ſo rein menſchlich dargeſtellten Helden ſelbſt Beruhigung findet, und die Erſcheinung der Göttinn der Freiheit nebſt der Muſik am Schluſſe bilden gleichſam einen Triumphwagen, auf dem der liebliche Jüngling in den Tod fährt. Faſt könnte man ſagen, daſs der Tod hier wieder Leben würde, und wahrlich nicht bloſs Leben im gewöhnlichen Verſtande des Worts.

Auch Shakſpear übergeht dieſe Inſtanz niemals. Nie fällt der Vorhang in ſeinen Trauerſpielen, wenn der Held ſo eben erſt gefallen iſt, denn das Herz

des Zuſchauers ſoll immer nur ſpielend erſchüttert, aber nicht zermalmt werden. So ſind z. B. die Paar Worte des jungen königlichen Fortimbras, welche dem Hamlet mit in den Tod gegeben werden, von einer höchſt bedeutenden Wirkung, für die freilich nicht Jeder Sinn haben mag.

Die Franzöſiſchen tragiſchen Muſterſchreiber ſind übrigens von dieſer Forderung gänzlich ausgeſchloſſen. Denn da ſie das Herz niemals getroffen, vielweniger erſchüttert haben, ſo wäre es eine ſehr unbillige Forderung, wenn man verlangen wollte, daſs ſie es beruhigen ſollten. —

Daſs die meiſten Menſchen doch immer das ſo fern ſuchen, was ſie ganz nahe haben könnten! Warum hält man ſich nicht an Moralprediger, wenn man Buſse thun will, warum thut man dieſe Forderung an die Dichter? — Ach, und warum gewähren dieſe die ſeltſame Forderung?

Ἀμφοτέρους ἀδικεῖς, τὸν Πλάτωνα καὶ Φειδόντα.
Τὸν μὲν, τὸ σοφόν, τὸν δ' ἀπολαμπόμενος.

So rief jener Griechiſche König, als ſich ihm ein ſchwindſüchtiger, aber gefräſsiger, Bettler entgegenſtellte. Möchten ſich das doch auch alle — antipoetiſche Letten zurufen!

Wenn man Herrn Koſegartens Ruf an die Liebe:

„O Liebe, Bund der Herzen,
Medeenbad des Alters etc.

für Poeſie halten will, ſo würde man ſehr Unrecht thun, wenn man nicht auch folgendes dafür anerkennen wollte: „Franz der Zweite, von Gottes Gnaden erwählter Römiſcher Kaiſer, zu allen Zeiten

Mehrer des Reichs, König in Germanien, Hungarn, Böhmen, Erzherzog zu Oeſterreich, Herzog zu Burgund u. ſ. w.“ denn hier werden die Titel eben ſo vollſtändig vorgetragen.

Es iſt ganz in der Ordnung, daſs, je witziger und ſcharfſinniger der Angreifer geweſen, der Angegriffene in ſeiner Antwort deſto unwitziger und ſtumpfſinniger iſt. Oh ich mir nicht zu viel ſchmeichle, wenn ich mich bereits der ſüſsen Hoffnung hingebe, daſs man auch auf dieſe Noten zum Text des Zeitalters recht ſehr derb und plump und dumm-vornehm antworten werde?

Weniger Menſchen Leben gleicht einer guten, reinen Proſa; eine gediegne Poeſie hinein zu bringen, glückt ihnen indeſs noch weniger. Wenn ſie auch nach der Letztern ſtreben, ſo kommen doch höchſtens zu lahmen Hexametern, auf denen ſie ihre Tage fortrollen, oder kraftloſen gereimten Alexandrinern, auf denen ſie ſie fortſchleichen laſſen. Die Menſchen ſind die glücklichſten, die entweder in der Proſa des Schweizers Johannes Müller, oder — wofür vielleicht dieſe Erde nicht Raum haben möchte — in der Poeſie — Shakſpear's leben.

Wenn die witzloſe Schwächlichkeit in Wuth geräth, ſo entſteht daraus ein ſatiriſcher Almanach für 1801, den das Induſtriecomtoir in Weimar verlegt.

Daſs Geld der nervus rerum gerendarum ſei, iſt ein bekannter und wahrlich ſehr bewährter Erfah-

jungsſatz, ſo daſs auch Herr Iffland ihn zu dem Centralpunkte aller ſeiner Stücke gemacht hat. Die Moral aller dieſer conſiſtenten Produktionen iſt dieſe: Man ſolle doch ja um Gotteswillen nicht nach etwas Hohem ſtreben, weil dies oft zum Ruin der ganzen theuern Familie ausſalle. Bis zum Hofrath könne man es allenfalls noch ohne Gefahr bringen, allein dann ſolle man es ja dabei bewenden laſſen. Witz, Verſchwendung, Eingefühl, das ſind ihm die höchſten Laſter, Sparſamkeit, ſklaviſcher Fleiſs, Zufriedenheit mit dem damaſtnen Schlafrock und den gelben Pantoffeln, die die Frau uns zubringt, das ſind die höchſten Tugenden. Die gemeinſten Naturen ſind ihm die liebſichſten, und er hat eine recht innige Freude daran, he im fünften Akte für alle Drangſale zu entſchädigen, welche ihnen durch die Bosheit zugefügt worden ſind. Eben ſo werden dieſe Laſterhaften dann ganz erſchrecklich, und ohne alle Schonung gezüchtigt, ja, er verſchmäht es nicht, im fünften Akte ſelbſt auf das Theater zu gehen, wo er, mit der Herzpeitſche in der Hand, die ſchlafenden Gewiſſen weckt. Seltſam iſt es indeſs bei allem dem, daſs dieſer Mann, deſſen Feder noch niemals ein ſchöner oder erhabener Gedanke entfloſſen iſt, deſſen Genius — *ſit venia verbo!* — noch niemals einer ungewöhnlichen Natur begegnete, noch immer ſeiner Schreibewuth keine Gränzen ſetzen kann, ob gleich die letzten ſeiner Erzeugniſſe nichts anderes ſind, als die erſten, unter anderer Firma. Nicht einmal in andere Formen hat er ſie gegoſſen, doch, wo wäre hier überhaupt Form, wo alles nur auf dickleibige Materie berechnet iſt! Alle Bilder ſeiner fleiſchigen Fantaſie, beziehen ſich nur auf todtes, thieriſches Bedürfniſs. Alle die ekelhaften Jämmerlichkeiten des Bürgerlebens: Zänkereien um ein Paar Heller, Abſchaffung untreuer Bedienten, alle Juhgfern, welche auf Pfänder leihen und

Wucher treiben, ehrsüchtige Spieler, die die Kasse des Vaters angreifen, schlasse Menschen, die nach Italien reisen, und sich nur in Kunstliebhabereien gefallen, ohne etwas von den so höchst wichtigen, nöthigen und nützlichen Brotwissenschaften wissen zu wollen, Frauen, die gern in die Stadt ziehen möchten, und sich dort unbeholfen benehmen, und was dergleichen verächtliche Dinge mehr sind, die in die Spinnstuben oder vor die Polizei gehören — alles das sieht man hier mit gar gewaltigem Ernst und steifer Feierlichkeit in geschraubtem, zerrissenem und abgekniffenem Dialog auf die Bühne gebracht! —

Manchen Trauerspieldichtern wäre es oft beinah gelungen, mich zu rühren, und zu ergreifen, hätte sich nicht plötzlich der Dichter verrathen, indem er ausrief: Ich will euch schon rühren! — Dann war indess bei mir jeder Eindruck verfehlt, ich sah den guten Mann im damastnen Schlafrock hinterm Ofen sitzen, wie er bei Kaffee und Champagner die Katapulte und Ballisse verfertigt, mit denen er das arme Herz des Lesers beschiessen will.

In Ifflands Familiengemälde: Alte Zeit und Neue Zeit, fragt der luxuriöse Moderne den Alten, ob er denn gar keinen Kunstsinn habe? worauf jener ganz ruhig antwortet: Nein. — Ein köstliches Wort, das ein ganz eignes Licht über alle Schauspiele des Herrn Iffland verbreitet.

Ad vocem Familiengemälde. — Sollten wir wol schon welche haben? — Ich zweifle gar sehr. Schiller macht nämlich einen Unterschied zwischen

wirklicher und wahre: Natur. (S. über naive und sentimentale Dichtung. Horen 95, 96.)

Es überläuft gewifs jeden theilnehmenden Menschen eiskalt, wenn er Lafontaines neuestes Erzeugnifs: Rudolph und Julie, zu lesen bekommt. Denn wenn die Armuth erst dahin gebracht worden ist, aus Verzweiflung sich selbst zu kopiren, so verschwindet jeder Scherz, weil die Sache tragisch wird. Denn was kann wol folgen auf diese ungeheure Dürre? — Mufs sich nicht jedem Humanen von Neuem der Wunsch aufdrängen, dafs doch endlich einmal ein Hofpital für poetische Invaliden errichtet werde? — Doch halt, welch eine ungerechte Klage! Ich erinnere mich nicht der Xenien! —

Traurig ist es, dafs wir so viel traurige und so wenig wahrhaft lustige Dichter haben. Matthissons und Salis nehmen zwar oft einen Anlauf, um sich zu erheitern, und zum Scherz zu ermuntern. Aber sie geben es nur zu bald auf, und verlinken dann von Neuem in desto ärgern Trübsinn, wie ein Mensch, der mit Kopf- und Augenweh behaftet, nur noch stechendere Schmerzen empfindet, wenn er zur Sonne emporzublicken gewagt hat. — Auch Hölty vermochte das nicht, ob er gleich, als Dichter, wegen seiner hohen Einfachheit, weit über jenen steht. — Was man indefs auch diesen nicht abfprechen kann, ist die Musik der Worte — nicht der Sprache, worauf sie wol nur selten Anspruch machen dürfen. — Uebrigens ist es merkwürdig genug, dafs Matthissons Gedichte zu einer Recension Anlafs gegeben haben, (A. L. Z. 1794. Sept.) welche nach der von Hermann und Dorothea (1797. Dec.) gewifs die Vorzüglichste ist.

Manche Menſchen betreiben ihr Leben blos hiſtoriſch. Sie leben nur den Tag hindurch, um am Abend ſagen zu können: „Den Tag habe ich doch wieder glücklich zurückgelegt!“ Sie betreiben die Wiſſenſchaften, nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern blos um ſich ſagen zu können: „Die und die verſtehſt du!“

Man lernt die Gröſse gewiſſer Philoſophen und Dichter oft am beſten durch die Kleinheit ihrer Gegner kennen; z. B. Göthe, Schlegel, Tiek — Nicolai, Merkel etc.

Ein Mitarbeiter an dieſen Fragmenten hat ſchon einmal über die Aufnahme geſprochen, die dieſe Noten erfahren werden. Ich ſtimme im Ganzen mit ihm überein, nur ſcheint er mir einen quoad numerum ſehr anſehnlichen Haufen übergangen zu haben, ich meine die beſtimmt-Platten und bornirt-Groben. Dieſe werden nicht blos über Frechheit ſchreien, ſondern auch reinprofaiſch ſchimpfen, denn wes das Herz voll iſt, geht der Mund über. Ich kann nicht läugnen, daſs ich eine innige Freude empfinde, wenn ich daran denke, mit welcher Indignation — offen oder verſteckt — dieſe Raçe unſre Noten aufnehmen wird. — Und da man doch keinem, wenn gleich feindſeligen Menſchen, irgend eine Freude verſalzen ſoll, ſo bitte ich dieſe Leute recht inſtändigſt, ihre Recenſionen doch ja ſo grob, als nur irgend möglich, und — (in dieſem Stück bin ich der Gewährung meiner Bitte gewiſs) — ſo dumm als möglich abzulaſſen. Je plumper, je feichter dieſe Recenſionen werden, um ſo dankbarer werde ich dafür ſein. Beſonders fordere ich hiemit feierlich den antipoetiſchen Lettenhauptmann, Herrn

Merkel, auf, in den Briefen an seine Theure Freundinn, auch dieser Fragmente mit möglichster Grobheit und gemüthlichster Gemeinheit zu erwähnen. Ist seine Kritik bedeutend schlecht, und hinlänglich plump, so verspreche ich ihm hiermit feierlich, dafs sie am Ende des zweiten Bändchens, welches (geliebt es Gott) zur nächsten Michaelismesse erscheinen wird, abgedruckt werden soll. Ein Gleiches verspreche ich auch Herrn Nicolai, Biester, Falk. — Schade, dafs der liebe Kotzebue jetzt so sehr beschränkt ist; ich hoffe, er verfertigte eine Komödie aus diesen Noten, denen man es freilich mit Recht vorwerfen wird, dafs selbst ein Text, wie der seinige, ihnen nicht zu schlecht war. Was übrigens die Komödie betrifft, so hoff' ich, übernimmt sie wol ein Anderer, oder ich übernehme sie selbst.

Ich kann diese meine Gegner noch nicht verlassen, sondern mufs mit ihnen noch ein Wörtchen über die Art und Weise reden, wie man uns wol am bequemsten angreifen möchte. Sollte es nicht z. B. sehr anzurathen sein, von jungen, unverschämten Leuten zu reden, die sich nicht entblöden, Veteranen der Literatur (dieser Ausdruck geht wie ein alter abgenutzter Familienpokal von einer Hand in die andere) sage: ehrwürdige Veteranen der schönen Litteratur, z. B. einen Wieland anzutasten, um ihnen die wohlverdienten Lorbeeren (mir scheinen es Gänseblumen) vom Haupte zu reifsen. Sollte es nicht auch Wirkung thun, wenn man von den verderblichen Folgen der neuern Philosophie, von Schlegels Grundsätzen, die nicht anders als gefährlich sein können, von Fichtes übermüthiger Sprache, die nun auch auf seine Schüler übergegangen sei, ein Langes und ein Breites redete? Zugleich könnte man ein wenig schimpfen, z. B. es sei platt, so zu recensiren, wie wir es gethan ha-

ben, es sei gemein, alles so gerade heraus zu sagen, es sei höchst grob, einem Nicolai seine bis zur Bettelarmuth bornirte Natur vorzuwerfen, weil er doch dafür nicht könne, sondern der liebe Gott sie ihm nun einmal so verliehen habe. Ferner, wenn man uns ein schlechtes, schwarzes Herz, und ein höchst schwarzes Herz zuschriebe, so würden dadurch höchstwahrscheinlich nicht wenige Pietisten gerührt werden, die hierin zugleich den Schlüssel zu den Noten und zum Text des Zeitalters zu finden glauben würden.

Jammerschade ist es indess, dass ich meinen Gegnern nicht wol anrathen kann, noch von Ignoranz in reellen Wissenschaften und Sprachen zu reden, welches sich sonst am Schlusse der ganzen Recension vortrefflich ausnehmen müsste. Wahrlich, recht sehr gern wollte ich Ihnen auch dieses Hausmittel der Recensentenpraxis erlauben, aber ich fürchte in der That und mit gutem Grunde, man werde es nicht glauben. — Aeschylus, Sophokles, Polybius, Dogenes Laertius, Aristoteles, Plato — Cicero, Quinctilian, Gellius, Plinius, Juvenal, Catull, Seneca, — Shakspear, Johnson — Metastasio — Voltaire, Rousseau, Corneille, Racine, Crebillon, Marmontel, Chamfort, Bossuet, Auguste de Thou, Prevot d'Exile u. s. w. sind zum Theil nicht ohne Bedeutung angeführt, zum Theil, nicht ohne Grund, ganz kurz, und wie wir fast kühnlich behaupten möchten, sehr richtig beurtheilt werden, so dass man in der That mit Wahrscheinlichkeit schliessen dörfte, dass wir mit diesen Männern doch wol bekannt sein müssen. Auch mit der Philosophie und der Aesthetik scheinen wir nicht obenhin vertraut zu sein. — Ich muss daher wirklich zweifeln, dass dieser letzte,

sonst so vortheilhafte Hausmittel, Wirkung thun werde, aber es thut mir wahrlich sehr wehe, dafs ich meinen theuern Gegnern diese Waffen habe zerschlagen müssen. Wer kann indefs gegen die Nothwendigkeit? — Ich tröste mich indefs mit der schönen Hoffnung, dafs diese ehrenvesten Männer dennoch nicht daran verzweifeln werden, uns mit Krieg zu überziehen, und dafs sie auf ihrem eignen Heerde Waffen gegen uns schmieden werden, so wie man sie bisher in keinem literarischen Treffen gesehen hat.

Wenn die Gemeinheit, Plattheit, Bornirtheit, Stumpfsinnigkeit, und Grobheit irritirt wird von dem herrschenden Schönen, so schreibt sie Briefe an ein Frauenzimmer, die neuere schöne Litteratur betreffend, in denen Göthe und Tieck gelästert werden.

Si magnus vir cecidit, magnus jacuit; (sagt der gute Seneca im 13. Kapitel des Trostschreibens an die Helvia) *non magis illum contemni puta, quam cum aedium sacrarum ruinae calcantur, quas religiosi neque ac stantes adorant.* Es ist wol nicht nöthig, die Anwendung davon auf einen gewissen Mann unsrer Zeit zu machen, der wol nicht übel der Mann κατ' ἐξοχήν genannt würde. So meint es auch Hamlet: „Sage: er war ein Mann, und du hast Alles gesagt!"

Man hat bekanntlich einen Shakspear illustrated von einer Miss Lenox — so hat man auch eine Uebersetzung des Horaz von Lange.

Es ist überhaupt sonderbar genug, dass der gute Shakspear eine solche ungeheuere Menge von Auslegern und Commentatoren gefunden hat, da doch die guten Leute nothwendig bald gewahrwerden mussten, dass seine Poesie ewig ein verschlossenes Heiligthum für sie bleiben müsste. Warburton, Ritson, Johnson, Tyrwhitt, Theobald, Grey, Steevens, Warton, Reed, Burney, Farmer u. s. w. haben zu seinen Dramen eine Menge Anmerkungen gemacht, zu denen sich indess nur die einzige Anmerkung machen lässt, dass sie das Eigentliche nicht nur nicht angemerkt, sondern auch nicht einmal geahnt haben. Ueberhaupt war es gewiss nichts anders, als ein ganz gemeiner Patriotism, der sie zu Shakspear hinzog, der sie wahrlich alle zurückstossen würde, wenn nicht — ein gedrucktes Buch so hülflos wäre, und sich von jeder schmutzigen Hand ergreifen, von jeder rohen Faust zusammendrücken lassen müsste.

Geht es denn aber in Deutschland besser? Seit Göthes Meister, der das erste kräftige Wort über Shakspear sprach, sind allerdings manche gute Köpfe entzündet, die für den unendlichen Dichter glühen, und ihn auch nicht ohne Klarheit und Besonnenheit ergriffen haben; allein ihre Anzahl ist noch immer sehr beschränkt gegen das grosse Heer derjenigen, die ihn mit blödem oder lethargischem Sinne ansehen. — So z. B. bewundert man den Lear, weil man den Satz daraus mit nach Hause nehmen kann, dass die Kinder fein streng erozgen werden müssen, und dass man sich auf ihre Schmeichelreden nicht wol verlassen dürfe. — Im Othello sieht man die gefährlichen Folgen der Eifersucht gar lebendig vorgestellt, und man merkt sich das in dem Verhältnisse zu seiner theuern Ehehälfte.

Der Timon warnt vor der Verſchwendung, weil doch am Ende alles ſchief geht, und Armuth und Menſchenhaſs die Folgen ſind. — Das überlegt man Alles wol zu Hauſe im Sorgeſtuhl, faltet andächtig die Hände, und ſagt gähnend: „Ja, der Shakſpear iſt doch ſo übel nicht!“

Die vornehme Abgeſchmacktheit tadelt es an Schlegel, daſs er uns den Shakſpear in ſeiner Ueberſetzung ſo treu als irgend möglich liefert. Dieſe verwöhnten Gaumen können ſich an dieſem rigoriſtiſchen Witz nicht ergötzen, der ihnen oft ſehr platt und gemein vorkommt. Ganz natürlich: denn was ſie gewöhnlich Witz nennen, davor wurde der groſse Shakſpear durch ſeinen guten Genius bewahrt, und ſie ſuchen es nur vergeblich in ihm. Auch Herr Wieland ſagt ſehr vornehm, er könne ſich unmöglich überwinden, allen den Schenkenwitz Fallſtaffs zu überſetzen. Der werthe Mann vergiſst dabei in ſeiner Koſtbarkeit, daſs er — Herr Wieland — Shakſpear aber ſeltſamer Weiſe — Shakſpear war, der Fallſtaff immer nur Fallſtaff ſein läſst.

Hätte unſer Wieland doch auch nur eine Ader von dieſem Witz! — Ach, ich wollte ihm ſo gerne den ſeinigen ſchenken, der ſich wie gewöhnlicher Seifenſchaum in ſolchen gewaltigen, und doch ſo kraftloſen Fontänen ergieſst, um ſich auf Hand und Geſicht ſeiner Gegner zu ergieſsen, aber keine Spur ſeines Daſeins zurückläſst, als eine klebrige Feuchtigkeit, die ſelbſt eine nicht eben überzarte Natur ekelhaft finden muſs. — Es iſt indeſs dieſe Wielandiſche Anſicht die ganz gewöhnliche. Man findet glänzende Eigenſchaften in Shakſpear, die man lobt, und auf eine Art, daſs einer davon lau-

fen möchte, wenn er nicht gerade zum Lachen aufgelegt ist. Eben so tadelt man einzelne Stellen. Dafs übrigens jedes Drama des grofsen Briten ein höchst vollendetes Ganze bilde, davon hat man keine Ahnung.

Sollte man mir den Vorwurf machen, dafs ich die Excerpte aus alten und neuern sogenannten und wirklichen Klassikern doch ein wenig zu sehr gehäuft haben möchte, dem diene darauf folgendes dictum aureum des gar trefflichen Seneca zur Antwort: *Nos quoque apes debemus imitari et quaecunque ex diversa lectione congessimus, separari — Melius enim distincta servantur — Deinde, adhibita iudicii nostri cura et facultate, in unum saporem varia illa libamenta confundere: ut etiam si apparuerit, unde sumtum sit, aliud tamen esse, quam unde sumtum est, appareat.*

Die ganze Stelle ist gewifs sehr wichtig, besonders bitte ich die Worte *aliud tamen esse* u. s. w. ja nicht zu übersehen.

Es ist in diesen Blättern bereits einige Male von Kotzebue, doch nur im Vorbeigehen, kurz geredet worden. Als ich es einem Freunde vorlas, setzte ich hinzu, es sei wol kaum nöthig, noch einige Worte über diesen Schriftsteller zu verlieren, dessen Schlechtigkeit zu evident sei, als dafs es noch der Worte darüber bedürfe. — Das läugnete er mir indefs geradezu ab, und versicherte, dieser Mensch sei noch immer das Idol einer gewissen, nicht wenig zahlreichen Klasse von Lesern und Zuschauern. Habe doch z. B. neulich noch ein fader Splitterrichter ihn versichert, er halte zwar Schiller für einen grofsen Mann, allein bei Kotzebue, der sich so tief in alles Rührende einstudirt habe — müsse er in die Schule gehen. Nur meinen Lesern darf ich hier das: *Risum teneatis amici?* zurufen, denn ich selbst

erſchrak in der That ein wenig, nicht um meinetwillen, ſondern um Herrn Kotzebues willen, der in ſeiner Flucht nach Paris verſichert, er habe ſchwache Nerven, und ſei hypochondriſch. Was kann dieſen armen ohnmächtigen Mann wol anders befallen, als eine Ohnmacht, wenn er hört, daſs die ausgebildete Kraft bei ihm in die Schule gehen ſoll. Es iſt mir daher recht viel daran gelegen, aus Menſchenliebe, von der Hr. Kotzebue trotz der Schwächlichkeit ſeiner Schriften nicht ausgeſchloſſen iſt, daſs dieſe Blätter ſich nie in ſeine Hände verirren.

Wenn ich die ganze Reihe ſeiner ſogenannten Schauſpiele durchſehe, die jetzt beinahe ſchon ein halbes Hundert bilden, ſo befällt mich in der That eine ſo gewaltſam widrige Empfindung, daſs ich nur geſchwind etwas Bedeutendes leſen muſs, um mir den Nachgeſchmack von dieſer ſchalen Brühe zu vertreiben. Ich will mich indeſs wirklich einmal überwinden, und einen genauern Blick auf einige ſeiner Stücke werfen, die bei oben erwähnter Klaſſe das meiſte Aufſehen gemacht haben. Ich fange mit Menſchenhaſs und Reue an, und dieſem Titel zu folge, darf ich mit Recht verlangen, daſs ſowol ein Menſchenhaſſendes als ein reuiges Weſen darin vorkomme. Allein, dieſe gerechten Erwartungen werden höchſt grauſamer Weiſe getäuſcht. — Man thut dieſem Meinau ein groſes Unrecht, wenn man glaubt, er haſſe die Menſchen. Behüte der Himmel! So böſe iſt er nicht. Seine Verdauung ſcheint ins Stecken gerathen zu ſein; ſtatt nun einen guten Arzt anzunehmen, bildet er ſich ein, die Menſchen ſeien doch erſchrecklich böſe, und er könne ſie unmöglich lieben, welches er ſehr oft wiederholt, damit ja Niemand daran zweifeln möge. Soll indeſs durch dieſen Meinau ein Beiſpiel angeführt werden, daſs phyſiſche Indigeſtionen und Cru-

ditäten auch moraliſche hervorführen können, ſo muſs ich zwar eingeſtehen, daſs ich dies allerdings merkwürdig finde, doch möcht' ich wol daran zweifeln, daſs ein ſolcher Stoff ſich für ein Drama qualifizire. — — Will man indeſs alle dieſe Vermuthungen, die ich blos zu Kotzebues Rettung angeführt habe, nicht gelten laſſen, ſo muſs ich noch erinnern, daſs, meines Erachtens, durchaus ein Menſch (im eigentlichſten Sinne des Worts) dazu geböre, um die Menſchen zu haſſen, welche Prätenſion man mir vielleicht zugeben mochte. (Und wie kann es ſich denn nun ein ſo einfältiges, bornirtes Weſen, als dieſer Meinau iſt, einfallen laſſen, die Menſchen zu haſſen? — Si c'eſt la raiſon, qui fait l'homme, c'eſt le ſentiment, qui le conduit, ſagt Rouſſeau; allein dieſer Pſeudo-Menſchenhaſſer iſt nichts als eine unloidliche Kreatur, brummend und einſylbig, und dann plötzlich wieder weinerlich ſententiös; ſo daſs man ihn mit groſsem Recht aus jeder honetten Geſellſchaft entfernen würde. Es muſs daher auffallen, daſs man ihn auf dem Theater duldet, wo doch ganz offenbar die allerhonetteſten Perſonen wie zu Hauſe ſind. — Sollte man übrigens Verlangen tragen, einmal einen wirklichen Menſchenhaſſer zu ſchauen, ſo habe man nur die Gefälligkeit, ſich nach dem Timon eines gewiſſen William Shakſpeare zu erkundigen, der in der That des Leſens werth ſein ſoll.

Und nun gar die Eulalia. Dieſe gemeine Perſon kann gar keine Reue fühlen, gerade weil ſie eine ſo gemeine Perſon iſt. Sie entläuft auf eine höchſt widerliche Art, und eben ſo kehrt ſie auch zurück. Aus Langerweile thut ſie den Armen von fremdem Gute Gutes; recht gut, nur ſollten wir dies Gutesthun nicht mit anſehen dürfen, damit wir aus langer Weile, da nicht ſogleich in der Geſchwindigkeit etwas Gutes zu thun iſt, nicht in Verlegenheit kä-

men, alle Gutthätigkeiten zu verwünſchen, welches doch unmöglich auf etwas Gutes hinauslaufen kann, ſo dafs hier zum erſten Male aus Gutem Böſes entſpringen würde. Ich habe mich hier ſo ſehr in das Gute verirrt, dafs ich gar nicht herauskommen kann; man bedenke indeſs, dafs es das einzige Gute in Herrn Kotzebues Schriften iſt, dafs er eine gewiſſe ennuyante Gutmüthigkeit, auch gerade ſo, und nicht anders darſtellt.

So iſt ihm alſo das Nothwendige eines Drama ſchon gänzlich misglückt — das Charakteriſtiſche. An Einheit iſt eben ſo wenig zu denken. Von Objektivität hat er nie geträumt; denn ſeine eigene winzige Individualität iſt es, die aus allen Fetzen ſeiner unſcheinbaren Weſen hervorguckt. Dafs er nicht wiſſe, was ein Luſtſpiel, oder Trauerſpiel ſei, geht aus allen ſeinen Stücken ſelbſt ſo lebendig hervor, dafs ich ſelbſt keinen beſſeren Beweis hinzuzuſetzen brauche, als: conferantur A — Z. Die Alten hat er niemals geleſen, die Franzoſen waren ihm Muſter. Voltaire hat ihn geſäugt, und ihm von ſeinem Schlechtſten das Schlechtſte abgegeben. — Von Poeſie hat er nicht die entfernteſte Ahnung gehabt; die allermaterielliſte Tendenz war ihm die liebſte. Die Tugend prangt auf jeder Seite ſeiner Schriften, und, wenn man glaubt, dünner und breiter könne ſie nun nicht mehr geſchlagen werden, ſo ſieht man das im folgenden Stücke zur groſsen Bewunderung eines ſolchen Genies noch weit übertroffen. — Und was bleibt ihm dann nun noch übrig? — Kenntnifs der Hefen im Publikum, Bekanntſchaft mit den packenden Theatercoups, ekelblümelnder Dialog, fauſtdicker Witz, und helle, klare Zoten.

Aber der Beifall des Publikums? — Wer iſt es denn dieſes Publikum? wo findet man es, dafs man mit ihm rede, und zeige, dafs der Mann, der,

wie es zu glauben scheint, dem Apoll opfert, kaum werth ist, dem Priap oder der Venus vulgivaga zu opfern.

Ich hatte anfangs vor, den Herrn Kotzebue doch ein wenig ernsthaft zu recensiren; allein es war mir unmöglich, bei ihm eine wichtige Miene zu machen. Nur wenn ich an seine neusten Produktionen: Gustav Wasa, Bayard und Octavia denke, verliert sich der Scherz, weil etwas Verächtliches keines Humors werth ist. — Damit indess meine Leser sich von diesem langen Fragmente erholen, das ihnen hoffentlich nichts Neues gelehrt, führe ich zum Schlusse eine Stelle unsers Schiller an, die besonders in Hinsicht des Einwurfs von wegen des Beifalls des theuern Publikums merkwürdig ist: „Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reisse den Säugling bei Zeiten von seiner Mütter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters, und lasse ihn unter fernem, Griechischem Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück, aber nicht um es zu erfreuen, sondern furchtbar, wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen.“ —

Das wird man nun allerdings schon höchst überschwenglich finden, allein wie wird man das nennen, wenn er bald darauf sogar noch weiter geht: „Wie verwahrt sich aber der Künstler, vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht

niederwärts nach dem Glück und Bedürfniſs. (S. Hören. 1795. St. I. S. 44. 45.) — Alſo noch einmal laſſe man mich das goldene Wort wiederholen: „Wenn er ihr Urtheil verachtet.“ — Und mit dieſem Prinzip iſt Schiller in der That nicht übel gefahren, denn Karlos, Wallenſtein und Maria Stuart ſind — eine Folge davon, Werke, die wirklich nicht ganz zu verachten ſein ſollen.

Nichts iſt verderblicher für den Fortgang der Künſte und die Berichtigung des Urtheils darüber, als die Maxime, die ſich in dem zwar höchſt armſeligen und gemeinen, aber doch auch den ſogenannten Gelehrten nicht fremden Urtheile ausſpricht: es iſt gut in ſeiner Art. Was ſoll dieſe Beſchränkung eines Abſoluten? dieſe prekäre willkührliche Bezeichnung einer engern Sphäre, worin auch die Nothdürftigkeit ſich behaupten kann? Gut und ſchön, häſslich und ſchlecht — da iſt kein Drittes. Denn die Mittelmäſsigkeit iſt ſchon als ſolche ſchlecht. Blos die vorgebliche Humanität unſres Zeitalters konnte dieſen Zwitter zwiſchen Ja und Nein einſchieben, uns entfremden von dem einfach kräftigen Ernſt, der dem Teutſchen ſo eigen — war. Wenn daher einer das Gebiet der Kunſt oder Wiſſenſchaft betritt, von dem er fern bleiben ſollte, ſo holt man aus dem Gebiete der Bürgerwelt, wo er vielleicht Sitz und Stimme hat, Beweiſe, um ihm dieſelben auch in der Kunſtwelt zu ſichern. Aber was ſoll dieſe unterthänigſt gehorſamſte Willfährigkeit? Weiſet jeden zurück in ſeine Sphäre, damit er hier ſich vervollkommne, und ihr, wie er, wenn er euch folgt, werdet ſo zuverläſſig mehr nützen. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daſs dieſe Fragmente eben aus der ſcharfen Grenzbeſtimmung zwiſchen Gutem und Schlechtem hervorgehn, welche

man Tadelsucht, Verleumdung, Bosheit, oder wie man nur will, benennen mag; genug, wenn man die Befugnifs zu dieser Grenzbestimmung nicht abläugnen kann, oder die Bestimmung selbst einer Fehlerhaftigkeit überweisen. Das erstere wird man nicht, wenn man Lessings Polemik kennt, der hier nur angeführt wird, weil er einen Vereinigungspunkt ausmachen könnte; das zweite kann man nicht ohne willkührliche Falschmünzerei, Verdrehung und Verzerrung der Worte nach dem beliebten Accommodationssystem unsrer Zeit. Es gilt in diesen Fragmenten nur Kunst und Wissenschaft; wer sie durch Niedrigkeit der Gesinnung, durch Seichtigkeit, durch übel berechnetes, verkehrtes und verfehltes Streben entehrt, hat eben darum keine Stimme darin, und es ist gar nicht des Fragmentisten Schuld, wenn er das sagt.

Der grofse Isaac Vofs war doch so klein, dafs er Lügen erdichtete, um teutsche und andre Gelehrte herabzusetzen. Jetzt bedarf es keines solchen Lügners; denn die Gelehrten setzen sich schon selbst herab, indem sie, wie schon einer unsrer ersten Humoristen Musäus sagt, ein grofses Vergnügen darin finden, die Welt mit ihren Infirmitäten zu unterhalten. Ad vocem Musäus wird man sich gewifs an Kotzebue's Achtung gegen diesen Mann erinnern. Sie gereicht ihm allerdings zur Ehre, und ist die schönste, interessanteste Aeufserung seines ganzen Lebens.

Der grundgelehrte Morhof stellte in seinem Polyhistor eine Art von Gelehrtenhomiletik auf. Ihre Befolgung und Ausübung kann den Gelehrten beliebt und kostbar machen. Sie enthält Regeln, die

auch jetzt noch befolgt werden, und um vieles vermehrt werden könnten, wenn man sich die Mühe geben wollte, alle Kniffe der heutigen sogenannten Gelehrten aufzuzeichnen. Man könnte dies Werk, um keinem Lebenden zu nahe zu treten, überschreiben: Klotzianismus, oder die Kunst sich kostbar zu machen, und für einen Gelehrten zu gelten. Durch einzelne Züge könnte es sehr interessant werden, z. B. wenn man erzählte, dass der Florentiner Bibliothekar Magliabecchi alle Lobeserhebungen seiner wirklich ungeheuren Belesenheit an seine Korrespondenten abschickte, obwohl stets mit der Versicherung, es geschehe con sommo suo rossore. Freilich dürfte in einem solchen Werke nichts über die Bestimmung der Gelehrten gesagt werden, weil dies in jeder Hinsicht überflüssig, auch bei weitem nicht so populär und gemeinfaslich sein würde.

Ein grofses wichtiges Wort ist es, das der brave Thomas Abbt zu seinem Symbol erwählt zu haben scheint, auch einst über die Beantwortung einer Preisaufgabe setzte: commuge cerebrum cordi, cor cerebro, Et cessare tibi atque quiescere dabitur. Lebte Abbt jetzt, er wäre mit Nicolai nicht mehr so zufrieden. Ich getraue mir, dies aus folgender Aeufserung zu beweisen. „Mein Genie, schreibt er, scheint sich eher für Kenntnisse zu schicken, wo meine Einbildungskraft etwas zu thun hat, als für solche, da ich in einer trocknen Aufmerksamkeit fortgehen m[illegible]. Meine Einbildungskraft ist eben nicht aufserordentlich lebhaft, aber doch geschäftig genug, oft fast den andern Kräften überlegen. Doch scheint es mir, dafs ich etwas Gesundes im Beurtheilen habe, das sich für Begebenheiten besser schickt, als für Aequationen." S. seiner Werke Th. 3. S. 236. Wer so sich würdigen

konnte, dem war es ein Ernſt um das Wahre, der konnte nicht ſtehen bleiben, der muſste Kopf- und Herzloſigkeit verachten, ſobald er ſie entdeckte. Wenn Abbt wirklich geſundes Urtheil hatte, wie ſich das wohl zeigt, und man ihm glauben darf, ſo muſste er doch wohl einſehen, daſs Anekdotenjägerei in der Litterchronik des Katholicismus, und unaufhörliches Wiederkäuen derſelben, ein Etymologiſiren nach Schilter u. a. die Organiſazion einer lächerlichen und ſchiefen Recenſionsanſtalt, die immer mehr und mehr erlahmt, der Briefwechſel mit mehrern Gelehrten, die Buchhändlergeſchäfte abzuthun haben, abgelauſchte und misverſtandne Aeuſſerungen über Kunſt und Wiſſenſchaft, noch lange nicht zum Gelehrten machen, noch weniger aber den Nichtgelehrten zu einem Tone berechtigen können, wie er im Gundibert, in der A. T. B. in der Berliner Monatsſchrift, und andern Verſuchen dieſer Art, Hökern und Grützhändlern nützlich zu werden, geführt wird. Dieſem Menſchen darf man Kreons Worte bei Sophokl. Oed. Col. zurufen.

οὐ τῷ χρόνῳ φύσας φωτὸς
φρένας τοι, ἀλλὰ λῦμα τῷ γήρᾳ τρέφῃ.

Loquentia enim multis, atque etiam impudentiſſimo cuique maxime contigit, ſagt Plinius Brieſſ. 5, 20. Aber dieſer Plinius konnte auch von ſich ſagen: *mei certe ſtomachi haec natura eſt, ut nihil niſi ſerum et merum* velit. 6, 14. und, *ſum ex iis, qui mirer antiquos; non tamen, ut quidam, temporum noſtrorum ingenia deſpicio. Neque enim quaſi laſſa et effoeta natura, ut nihil iam laudabile pariat.* daſ. 21.

Vor einigen Wochen iſt bekanntlich ein Buch erſchienen, unter dem Titel: Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräſiden-

ten von Kotzebue. Ich nahm es in der That, nicht ohne widerliche Empfindung in die Hand, weil ich es ungern sah, dass man es der Mühe werth hielt, einem so unbedeutenden Menschen ein Buch zu widmen. Allein, ich wurde durch so manchen sehrwitzigen Einfall, so manchen höchst komischen Zug, durch die nur selten an Bitterkeit streifende Persiflage, und die pikante Parodie, die durch das ganze Werk hindurch geht, hinlänglich belohnt für gewisse Plattheiten, die sich auch durch die üppigste, bacchantische Fantasie, worauf hier kein Anspruch gemacht wird, nicht rechtfertigen lassen würden. Nur dadurch lassen sie sich vielleicht erklären, dass man etwas Gemeines parodiren wollte, was aber nicht hätte parodirt werden sollen, da das Gemeine die Parodie schon in sich selbst trägt. Ich meine die Puselfusel, vor der sich jede reine Fantasie abwenden muss, wenn gleich nicht mehr als vor einer Gurli, Afanasja, und wie die eckelhaft breiten Geschöpfe alle heissen, womit uns Kotzebue's poetischen Vomitive versehen haben.

Dass es indess an seichten, pöbelhaften Recensionen nicht fehlen würde, in denen die Gemeinheit sich recht gemüthlich über Kotzebue's unersetzlichen Verlust verbreiten, und den leicht zu errathenden Verfassern jener Ehrenpforte Motive unterschieben dürfte, wie sie sie selbst nur erfinden kann, das alles war vorauszusehen, da es von jeher ganz in der Ordnung so gewesen ist. — Und ganz so ist es eingetroffen, als ich es erwartete. Siehe! es erscheint Berlin, eine Zeitschrift von Rhode. Eine ganze, grosse Stadt repräsentiren zu wollen, indem man sie gleichsam zur Schutzwehr aufstellt, das ist in Wahrheit so ungemein keck und arrogant, dass man es nicht begreifen würde, wie dieses winzigfade Subjekt der gerechten Züchtigung habe entgehen können, wenn es sich nicht aus der Fabel erklären liesse,

in welcher der Löwe bekanntlich das lakoniſche Wort zu dem Fuchſe ſagt, von dem er die Verläumdung des Eſels erfahren hat:

„Was von mir ein Eſel ſpricht,
Das acht' ich nicht.“

So ſehr ich nun auch dieſe edle Verachtung reſpektire, ſo iſt es doch zuweilen ſehr heilſam, ſolche Subjekte etwas derb anzufaſſen, und ihnen zu zeigen, daſs ſie auch nicht einmal kräftig genug ſind, die Löwenhaut zu tragen. — Möglich, daſs ſie dann noch zum Erkennen gebracht werden, in ihre Ställe zurückgehen *) und es nicht mehr wagen, aus Berlin herauszuyahnen, und von der traurigen Verirrung abſtehen, mit ſchmutziger Schwielenhand die zarte Eunomia zu berühren.

„Das Neue auf der Bühne,“ ſo fängt beſagter Herr Rhode an, (im 5ten Hefte des 2ten Jahrgangs ſeiner Zeitſchrift S. 147.) hat ſich ſeit der Entfernung des Herrn von Kotzebue ſehr vermindert. Sein fruchtbares Genie, ſeine unerſchöpfliche Fantaſie, ſorgten nicht allein für die Unterhaltung des bloſs ſchauluſtigen Publikum; auch der Künſtler und unbefangne Kenner fanden Nahrung in vielen ſeiner Werke.“

Ich habe vorhin den Satz aufgeſtellt, daſs das Gemeine niemals parodirt werden ſolle, da es ſeine Parodie ſchon in ſich ſelbſt trage, ich darf alſo hierüber nur das erinnern, daſs der Künſtler und unbefangene Kenner — Herr Rhode ſei. Man könnte freilich wünſchen, daſs einmal die Heerführer der teutſchen Philoſophie und Poeſie einen ſtrengen Befehl an ſolche Menſchen ergehen laſſen möchten,

*) Die Gründe für die Stallfütterung ſind zu evident, als daſs ich nöthig hätte, darüber weitläufige Beweiſe zu geben.

die edlen Worte: „Genie, Fantaſie, Künſtler, Kenner;“ niemals auszuſprechen, weil jedes ihrer Worte darüber niemals etwas anders als unbehülflicher Sport ſein kann; doch muſs man dabei nicht vergeſſen, daſs unſer Zeitalter ſonſt keinen Ueberfluſs am Hochkomiſchen habe, und daſs man ſich keine dieſer Quellen verſtopfen müſſe. Wir laſſen daher unſern unbefangnen Künſtler weiter reden.

„Kotzebue, aufgeregt durch die plumpen Neckereien gewiſſer Männlein, verſetzte denſelben durch ein bekanntes Drama treffende Streiche; — ſie fühlten dieſe und — ſchwiegen; weil es gefährlich war, den Satiriker zu reizen, der die aufgehobene Geiſsel noch in der Hand hielt. Aber kaum erſcholl das voreilige Gerücht, Kotzebue ſei nach Sibirien verbannt — ſo jubelte der Haufe laut auf, und ſchrieb im Taumel der Schadenfreude über das Unglück des Dichters in Compagnie ein Buch, betitelt: Ehrenpforte etc. — Genannt haben die Verfaſſer ſich freilich nicht; allein wer kennt gewiſſe Thiere nicht flugs an ihren Ohren, und gewiſſe Dichterlinge nicht flugs an ihren Sonetten?“

„Plumpe Neckereien gewiſſer Männlein“ — Unter dieſen Männlein kann er niemand verſtehen als A. W. Schlegel und deſſen Bruder; denn nur gegen dieſe iſt Kotzebue's Pasquill, (das ich dadurch kaum ſo tief herabſetze, als wenn es Hr. Rhode ein Drama nennt) gerichtet. — Und wer iſt denn dieſer A. W. Schlegel? Es iſt eben der Dichter, dem ſich Bürger unterordnete, als Jener noch ein neunzehnjähriger Jüngling war *), eben der, welcher uns Teutſchen

*) Kraft der Laute, die ich rühmlich ſchlug,
Kraft der Zweige, die mein Haupt umwinden,
Darf ich dir ein hohes Wort verkünden,
Das ich längſt in meinem Buſen trug.

zuerſt den Shakſpear, ſo wie er iſt, überliefert hat, da vorher nur dunkle Traditionen von ihm im Lande herumliefen, eben der, welcher in ſeiner Recenſion von Herrmann und Dorothea den Teutſchen zum erſten Male zeigte, was wahre Kritik ſei. — Und wer iſt denn dieſer Friedrich Schlegel? Es iſt der Dichter der Lucinde, die man gegen das Ende dieſes Jahrhunderts ſchon beſſer verſtehen wird, eben der, welcher zuerſt ein erſchöpfendes Wort über die Poeſie der Griechen und Römer ſagte. — Die „plumpen Neckereien," ſiehe im 2. und 4. Heft des Athenäums, in welchem auch nur ſeinen Namen zu leſen ſchon viel zu viel Ehre war für einen Sudler wie Kotzebue iſt. — „Haufe, in Compagnie" — Hierunter ſcheint noch Tiek und Bernhardi verſtanden zu ſein. — Wer iſt denn dieſer Tieck? — der Dichter der Genoveva, und des Franz Sternbald,

Junger Aar! dein königlicher Flug,
Wird den Druck der Wolken überwinden,
Wird die Bahn zum Sonnentempel finden,
Oder Phöbus Wort iſt mir iſt Lug.
Schön und laut iſt deines Fittigs Tönen,
Wie das Erz, das zu Dodona klingt,
Und ſein Schweben leicht, wie Sphärengang
Dich zum Dienſt des Sonnengotts zu krönen,
Hielt ich nicht den eignen Kranz zu werth;
Doch — Dir iſt ein beſſerer beſchert.

Vgl. auch die Vorr. S. 26

Ich geſtehe, daſs es mir in der That kein geringes Vergnügen macht, gewiſſe vergeſsliche Menſchen an dies dictum autorum des gröſsten, der damaligen Dichter zu erinnern, und wenn ſie ſich dabei zugleich die Frage aufwerfen ſollten, ob Bürger, wenn er ſie gekannt hätte, wol jemals in die Verlegenheit gekommen ſein würde, auch nur eine halbe Zeile an ſie zu richten, ſo bin ich für die Mühe des Abſchreibens belohnt. Als bloſse paſſive Exiſtenten (man könnte ſagen: Sie exiſtiren nicht, ſondern werden nur exiſtirt) hätten ſie auch nicht einmal auf eine Xenie Anſpruch machen dürfen.

der zweiten Romans der Teutschen — und wer ist denn dieser Bernhardi? — Es ist der kräftige Kritiker im Archiv der Zeit, der Verfasser der teutschen Sprachlehre, die ich selbst zu lesen bitte, weil sie sich nicht in wenig Worten charakterisiren läfst. —

Das also sind die Männlein, und wer sind denn nun die Männer? — Herr Rhode und Herr Merkel, zwei ganz unaussprechlich winzige Creaturen, kaum werth, jenen Kolossen unter den Beinen hindurch zu schreiten, ganz eingefleischt in ihrer Armseligkeit, ganz eingehöhlt und eingekrochen in ihre Gemeinheit, so dafs auch nicht ein Stral von fremder Grösse ihr thierisches Auge mehr zu treffen vermag, kurz, nicht einmal werth, Kotzebue's Lobredner zu sein, der sich doch wenigstens zu einer gewissen pikanten Albernheit zu erheben vermag, um „den grofsen Frosch einmal zucken zu lassen."

Der insolenteste Titel, den sich jemals ein Journal gegeben hat, ist der: Journal der Moden. Nicht blofs auf Universitäten hat sich, wie Schelling bemerkt, durch das Invalidwerden gewisser Gelehrten eine Grundsuppe von Gemeinheit angesammelt, selbst in Weimar, diesem Heiligthum der Musen hat sich ein ekelhafter Kloak gesammelt, in dem sich einige Passagiere recht gemüthlich umhertreiben. — Es ist ein Jammer anzusehen, wie Böttiger, der noch immer den gestiefelten Kater nicht vergessen kann, doch den Muth nicht hat, auch nur eine Sylbe dagegen zu reden, sondern nur so ganz im Allgemeinen über den Zeitgeist redet, (wollte Gott! dieser Zeitgeist wäre nur der allgemeine, so brauchte kein Kater mehr seine scharfen Zähne in diese zähen Leiber zu bohren!) irgend einem gutmüthigen Correspondenten die Floskeln in den Mund legt, mit denen sich die concentrirte Jämmerlichkeit

über das Athenäum, die Genoveva und andere Werke dieser Männer herumschleppt.

Man hat Fichte'n nicht selten den Vorwurf gemacht, er sei arrogant, und verachte das Publikum. — Ich sehe in der That nichts Besonderes darin; denn ist es denn ein bloſses Vorrecht der philoſophiſchen Pygmäen arrogant zu sein, (man überschlage nur die ungeheuere Prätention solcher Creaturen, existiren zu wollen!) und Verachtung gegen das Publikum zu haben, (die sich doch wol nicht deutlicher als dadurch zeigen kann, daſs man es mit schlechten Büchern behelligt.) — Allein Fichte scheint mir wahrlich viel zu wenig arrogant zu sein, und das Publikum lange nicht leicht genug zu nehmen. Giebt er nicht in seiner Appellation an das Publikum den verächtlichsten Wesen — fast möcht' ich sagen — gute Worte, giebt er sich nicht ordentlich Mühe, dem einfältigsten Volke, — (auf dem schon von der Geburt an ein gerechter Fluch ruht, in ewiger Blindheit zu tappen,) — die goldensten Wahrheiten ganz leise, und ohne viele Anstrengung in den Busen zu schieben? — Bei weitem strenger war Lessing, der mit Klotz, Götze weit derber verfuhr, ob sie gleich den Fichtischen Gegnern Jakob, Schmid, Heusinger u. s. w. gewiſs überlegen waren, ja selbst mit dem Schwächsten seiner Gegner, Nicolai, hat Fichte so viel Mitleiden, daſs er ihn nur im Vorbeigehen eine seufzende Creatur nennt, mit der zu reden unendlich langweilig sei, und ich denke, Herr Nicolai wird nach gerade so weit in der Selbstanschauung gediehen sein, daſs er das Letzte selbst zu gestehen, kein Bedenken tragen wird.

Erklärung einiger ſeltſamen Wörter.

Clique — heiſst eine Geſellſchaft kräftiger Menſchen, die ſich zu dem Zwecke vereinigt haben, die Gemeinheit und Armſeligkeit ohne Gnade und Schonung zu züchtigen, und die regreſſive Tendenz des Zeitalters in eine progreſſive zu verwandeln. So bilden z. B. Göthe und Schiller, als die Verfaſſer der Xenien, eine Clique, die Brüder Schlegel, Tiek, Bernhardi u. ſ. w. — Man findet dies Wort in dieſem Sinne ſehr häufig in Merkels Briefen, Rhodes Berlin, der teutſchen Bibliothek u. ſ. w.

Phantaſt, (wunderlicher, toller, oder was man ſonſt noch für ein Epitheton ornans hinzufügen will). — So nennt man einen Menſchen, der die Kraft noch nicht verloren, ſich zu exaltiren. — In den Kunſtwerken, die er aufſtellt, verſchmäht er es gänzlich die Natur nachzuahmen, und giebt dabei zum Grunde an, daſs er ja ein Kunſt- aber kein Naturwerk bilden wolle, welches man ihm indeſs in den Recenſionen derb genug vorwirft. Auch pflegt er zuweilen über die Nützlichkeit als Zweck an ſich betrachtet zu lächeln, und thut deshalb gern Verzicht auf ein bürgerliches Amt. Im letztern Falle heiſst man ihn auch wol einen Raſenden.

Frech, pöbelhaft, grob, übermüthig. Unter dieſen Worten wählt man ſich ein beliebiges, wenn man einen jungen Mann bezeichnen will, der in das Weſen der Poeſie tief eingedrungen iſt, und dem nachher Wieland, Raniler, und was dergleichen Götzen mehr ſind, nicht mehr gefallen wollen. Geht er ſogar ſo weit, mit der Literaturzeitung Scherz zu treiben, ſo erklärt man ihn für einen Patienten, der des Bedlams würdig ſei.

Querkopf. Dieſer Ausdruck bezeichnet einen Mann, der die tiefſinnigſten Sätze ſeiner Philoſophie mit erhabenen Worten umgiebt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs er nicht verſtanden werde, und

dies qualifizirt ihn zum Querkopf. — Hiebei kann man auch noch die Beiworte: „schwärmerisch, überschwenglich, überspannt, spitzfindig" mit gutem Glücke anwenden.

Auf der andern Seite weicht man im Lobe nicht minder von dem Sprachgebrauche ab; z. B.

Aufgeklärt heifst bei dieser Klasse ein Mensch, der nicht mehr an Gespenster glaubt, die Ewigkeit der Höllenstrafen geradezu abläugnet, und die Unhaltbarkeit der Lehre von der Dreieinigkeit aus der reinsten Mathematik verständig darthut. An die Transsubstantiation hat er nie geglaubt, und der Katholicism ist ihm ein Gräuel. Er hält viel von der Nützlichkeit, und darf alle Quartale einen witzigen Einfall haben. — Vor aller Fantasterei kann er nicht genug warnen, aber sonst mag er die Poesie wohl leiden, weil man darin die lasterhaften Menschen züchtigen kann.

Human, tolerant. — So nennt man diejenigen, welche über die ehemalige Despotie der Päpste sehr erbittert werden können, und besonders Gregor VII. verfluchen. Sie tadeln es mit Heftigkeit, dafs die Juden in manchen Städten noch Zoll geben müssen, und Fichte steht bei ihnen in grofsem Miskredit, weil er einmal den bekannten rigoristischen Satz über diese Nation aussprach. Dieser Fichte ist ihnen überhaupt ein Gräuel, und seine Appellation an das Publikum hat sie höchlichst irritirt. Sie wollen sich ihren gütigen und barmherzigen Gott durchaus nicht nehmen lassen, weil sie ja selbst so gütig und barmherzig sind, und Fichtes Gott ist ihnen als ein Non ens ein rechter Gräuel. Was sie indefs diesem Philosophen durchaus nicht vergeben können, ist seine übermüthige Sprache, in der er es gar nicht undeutlich zu verstehen giebt, dafs er Recht zu haben glaubt. — Uebrigens interessiren sie sich

ſehr für die Gewerbſchulen, für die Ausrottung der Waldraupe und den Anbau der Runkelrüben.

Menſchenkenner wird der genannt, welcher auf ſeinen Reiſen wahrgenommen hat, daſs manche Wirthe gern mit doppelter Kreite ſchreiben, weshalb ſie ihnen ſehr auf die Finger ſehen, und, um jedem möglichen Unterſchleiſe vorzubeugen, die Rechnung zwei- bis dreimal durchſehen. Wenn ſie das Theater beſuchen, ſo halten ſie ſich gewöhnlich mit beiden Händen die Rocktaſchen zu, weil man Exempel hat, daſs Uhren, Doſen, Schnupftücher in einem ſolchen Gedränge geſtohlen worden ſind, aus welchem Unglück man ſich ein gutes Reſultat herauszieht. Ohne Brief und Siegel borgen ſie keinen Gulden, weil in dieſer verderbten Zeit doch nun einmal Niemanden zu trauen iſt. Hat ſich etwa einer ihrer Bekannten von einem Freunde täuſchen laſſen, oder wol gar Bürgſchaft für ihn geleiſtet, und iſt nachher von ihm betrogen worden, ſo können ſie in einen rechten Eifer kommen, leſen ihm nicht ohne erhabene Grobheit den Text, und preſſen und drücken ſo lange an ihm, bis er Beſſerung gelobt. — Oder ſie geben ſich auch nicht einmal dieſe Mühe, ſondern laſſen den albernen Fantaſten laufen, der ſich ja ſelbſt ſein Unglück zugezogen hat, und freuen ſich nur im Stillen ihrer ſauer erworbenen Menſchenkenntniſs. Sie ſind gewöhnlich ſehr ernſthaft — böſe Menſchen meinen: langweilig — trocken und einſylbig. Nur bei ſeltnen Fällen pflegen ſie zu lachen, dann aber auch recht von ganzem Herzen, beſonders über die neuere Philoſophie, die von einem kategoriſchen Imperativ redet, und an die Perfectibilität der Menſchheit glaubt. Dies letzte ſcheint ihnen natürlich ſo ganz ſonderbar zu ſein, daſs ſie es nicht eher glauben wollen, als bis ſie es mit eignen Augen geleſen haben. Dann aber pflegen ſie mit einem leichten, angenehmen Achſel-

zucken zu sagen: So geht es, wenn man keine Erfahrung hat. Wenn doch die Herren nur einmal ihre Studierstube verlassen wollten, sie würden schon anders pfeifen! — Einen solchen Mann nennt man auch solid,

Qui mores hominum multorum vidit et urbes,

Romanenschriftsteller. (Vortrefflicher, verdienstvoller). So nennt man diejenigen Männer, welche in ihren müfsigen Stunden allerlei Erzählungen verfertigen, in denen die Tugend belohnt und das Laster sehr bestraft wird. Ich sage mit Fleifs „in ihren müfsigen Stunden," denn ihr ganzes Leben damit hinzubringen, wäre offenbar höchst sündlicher Müfsiggang; ob es gleich einige excentrische Köpfe geben soll, die ihren ganzen Sinn ausschliefslich auf das Schreiben der Romane richten. Da aber diese exaltirten Querköpfe eine ganz andere Definition von dem Roman geben, als hier so eben geschehen ist, so kann darauf gar keine Rücksicht genommen werden. Zu solchen Erzählungen braucht man aber ganz erschrecklich viel Menschenkenntnifs, so dafs man eigentlich erst die halbe Welt durchreist sein müfste, ehe man es wagen sollte, einen Roman zu schreiben. Denn ist es nicht z. B. ganz offenbar, dafs man keinen betrügerischen Wirth schildern kann, ehe man nicht wenigstens einmal auf diese Art angeführt worden ist? Ferner kann niemand ein verführerisches Frauenzimmer zeichnen, der nicht eines gesehen hat, welches alles so klar ist, dafs es ein Kind begreifen kann. Will man aber nun noch weiter gehen, will man Dünkel und Arroganz beschämen, geistlichen Stolz und unduldsame Härte bestrafen, so darf man sich wahrhaftig keine Mühe verdriefsen lassen, um diesem allen recht aufzulauern. Oder glaubt man etwa, es sei so leicht, „alle die vielfachen Wendungen und Kunstgriffe zu entdecken, deren sich Frömmelei und Vor-

urtheil, Dünkel und Selbstgefälligkeit, zur Verlarvung ihrer wahren Gestalt, und zur Erreichung ihrer eigennützigen und selbsüchtigen Zwecke bedienen?" — Ist man aber erst damit aufs Reine gekommen, so braucht man es nur aufzuschreiben, anderthalb witzige Einfälle darunter zu mengen, und sich sorgfältig vor jeder ungebührlichen Poesie in Acht zu nehmen. Dann ist man klassischer Romanschreiber, und die Unsterblichkeit kann einem gar nicht mehr entlaufen.

An manchen Xenien kann man es mit Recht tadeln, dafs sie nicht scharf und bitter genug sind. Apoll begnügte sich nicht damit, den Marsyas mit Nesseln zu peitschen, sondern er zog ihm ganz gemächlich das Fell über die Ohren.

Eine der lieblichsten Erfindungen der modernen südlichen Poesie ist das Sonett. Es war allerdings ein gewagtes Unternehmen, diese so höchst zarte Blüthe eines milderen Himmels, auch unter Nordischem Clima hervorrufen zu wollen. Mufste man nicht fürchten, dafs sich unsere harte Sprache — diese Tochter der Noth — weigern werde, uns Töne zu leihen, mit denen wir auch nur eine Ahnung jenes Wohllauts empfinden dürften, die jene Dichtungsart, in jenen lieblichen Sprachen — den Töchtern der Freude — so zart und lieblich umfängt? Hier schmiegt sich das Wort so leise und sanft an die Bedeutung, der Sinn verschmilzt mit dem Ton, und der Ton wird zu einem süfsen Laut, der in bestimmter Begränzung doch nur Harmonie der Freiheit ist, gerade weil es uns scheinen mufs, als sei nur er nothwenig, um den Sinn zu bezeichnen. — Doch alle diese Besorgnisse sind

glücklich besiegt worden, und die Wahrheit, dafs dem ächten Genie nichts Genialisches unmöglich sei, hat sich sehr glänzend bestätigt. Der Dichter ist unbeschränkter Herr über die Sprache, und er erschafft eine neue, wenn ihm die alte nicht mehr genügt.

Der erste teutsche Dichter, der diese liebliche Gattung unter uns mit Glück einführte, war Opitz. Welch eine edle, kräftige Einfachheit herrscht nicht z. B. in seinem Sonett an die Hirschbergischen Bäder:

Ihr Nymfen, die ihr hier um dieses grüne Thal
Das mit dem Schneegebirg' und Alpen steht umgeben,
In stiller Einsamkeit verbringet euer Leben,
Ihr weisen Najades, und du, — o schönes Qual,
Durch dessen werthe Kraft die Menschen sonder Zahl
Bisher genesen sind, wollt ihr nach Ehre streben,
Die nimmer sterblich ist, und euch noch höher heben,
So nehmt dies edle Pfand, das nun auch dieses Mal
Sich zu euch hergemacht, gesund und frisch zu werden,
Bewahret und verlorgt die Hoffnung unsrer Erden
Dies Landes besten Trost, so bringet ihr den Dank
Der Treu und Wachsamkeit, dafs ihr durch euer Pflegen
Habt den erquickt, an dem uns sämmtlich ist gelegen,
Ist er nicht mehr wohlauf, so sind wir alle krank.

(S. Martini Opitii Weltliche Poemata. Th. II, Amsterdam, 1645. — S. 46.) — Nach ihm ergrifft der wackere Paul Flemming das Zepter der teutschen Poesie, die er zu einer Klarheit und Gediegenheit erhob, von denen solch unächte Wortpoeten, als Ramler, Stolberg, Kosegarten u. s. w. niemals mögen geträumt haben. Es schmerzt mich, dafs ich diesen braven Dichter, (dem A. W. Schlegel in der Sammlung seiner Gedichte

S. 179, 80, einen lieblichen Nachruf gewidmet hat) nicht sogleich bei der Hand habe, um eines seiner Sonette mitzutheilen *), welches den Fortgang der Teutschen in dieser Gattung von Poesie beurkunden würde. Hierauf trat die Lohensteinsche und Hoffmannswaldausche Periode ein. Giebt man dem erstern das falsche Prinzip einer üppigen Künstlichkeit zu, so wird man gestehen müssen, dass er dem Sonett einen ganz eignen, oft nur zu pikanten Reiz verliehen hat. Man lese nur z. B. das Gedicht über die Blumen der Harmonie, und das gleich darauf folgende: Ihre Augen, welches ich hier mittheilen will, da die Lohensteinschen Gedichte wol nur in den Händen von sehr wenigen meiner Leser sind:

Ihr Sterne, darf ich euch wol auch noch Sterne nennen,
Wenn jetzt ein Nebel euch umwölket Flamm und Licht,
Da Hermione doch am himmlischen Gesicht,
Keinmal nicht minder lasst als zwei Gestirne brennen.

Du goldne Sternenburg, du Himmel musst's bekennen,
Dein blaugewölbtes Dach weiss von zwei Sonnen nicht,
Da, wenn die Morgenröth auf ihrem Mund anbricht,

*) Ich hoffe, dass sich eine gewisse Race von Kritikern recht sehr darüber aufhalten werde, dass man hier so manche Excerpte findet. Nicht dieser Klasse, sondern einer ganz andern sag ich hier, dass ich dabei wahrhaftig eine höhere Absicht habe, als die einer gewöhnlichen Beispielsammlung. Und ich denke überhaupt, man werde diese Blüthen doch wol lieber hier auf dem Boden dieser Fragmente finden, als auf dem steinigen Arabien einer gewissen Beispielsammlung, über welche die Xenien das Endurtheil bereits gesprochen haben.

Zwei Sonnen ihr allzeit der Sterne Thron umrennen,
Jedoch du magst dich noch mit hundert Sonnen schmücken,
Die in die grüne See keinmal zu Bette gehn,
Ich würde noch zur Noth wohl solche Gluth ausstehn,
Mir aber, mir kann nicht für Hermionens Blicken
Schnee, Schatten, Hohlen, Nacht Behülf und Aufhalt sein;
Denn ihre Liebe dringt durch Eis und Eisen ein.

Er hat auch einige Sonette und Madrigale von Petrarca und Guarini übersetzt, für die er, wie bekannt, ein damals ungewöhnliches Interesse hatte. Allein wie konnte man doch die Unbeholfenheit begehen, aus der Vorliebe für diese lieblichen Sänger seine Schwülstigkeit und seltsame Künstlichkeit herleiten zu wollen? Warum zweifelt man überhaupt so ganz an aller Originalität, warum sollte nicht Lohenstein, das was er ist, ganz allein durch sich selbst geworden sein? — Durch die Italienischen Dichter konnte er es nicht geworden sein, gerade weil er die schroffste Antithese mit ihnen bildet. —

Die Neukirchische, Gottschedische, und Bodmersche Periode ist ganz arm an Gedichten dieser Art; auch in der bald darauf folgenden scheinbaren Wiederherstellung des guten Geschmacks findet man das Sonett fast gar nicht. Diese poetischen (Pseudo-) Giganten begnügten sich damit, kolossale Worte wie Berge auf einander zu thürmen, welches sie denn nachher, von einer wunderlichen Täuschung geblendet, für Poesie ausgaben. Genug, während sie schwerfällige Epopöen zusammenleimten, und mit schwieligen Cyklopenhänden Heldentrauerspiele schmiedeten, litt es ihre Vornehmheit nicht, sich mit dem Sonett zu befassen, welches diese Naturen auch gewiss verschmäht haben würde. —

Bürgern war es vorbehalten, diese fast schon erstorbene Blume von Neuem wieder ins Leben zurückzubringen; doch möcht ich A. W. Schlegels Verdienste darum wol noch bedeutender finden, weil er ihr neuen Glanz, und gewifs auch ewige Dauer verlieh.

Ueberhaupt findet diese Poesie immer mehr würdige Liebhaber, deren Eifer für die Dauer ihrer Blüthe bürgen kann. Sollte es indefs noch irgend einen Dichter geben, der sich mit dieser Gattung noch nicht befreunden kann, der wird sie gewifs lieb gewinnen, wenn er Herrn Merkels Schmähungen dagegen liest, bei denen man die Wahl hat, ob man mehr die Gemeinheit, Plattheit, oder (welches wol am rathsamsten wäre) die Einfältigkeit bewundern will.

Es giebt sehr wenige Menschen, die die Schönheit fassen, und auch von ihr gefafst werden können. Sie erfordert ein Gemüth, das mit der höchsten Weite die geschlossenste Concentration verbindet, das fern von jeder Nothwendigkeit, fern von jeder gezwungenen Empfänglichkeit von aufsen her, in schöner Willkührlichkeit, das reine Produkt der poetischen Freiheit aus sich hervorgehen läfst. Das Amt des Kunstkritikers ist daher eines der schwersten, und ist vielleicht bisher nur bloße Aufgabe gewesen. Mit der erhabensten Begeisterung mufs er die sicherste Besonnenheit, mit dem harmonischen Wallen für des Dichters Schöpfung im Ganzen, die ruhigste Analytik des kleinsten der Theile verbinden. — Vielleicht, dafs indefs A. W. Schlegels Recension von Göthes Herrmann und Dorothea mehr als bloße Propädevtik ist.

Die Resultate der Philosophie und Aesthetik kann man allenfalls aus einer Champagnerflasche schöpfen; das System giebt nur ein durchaus gereifter, in sich vollendeter Verstand.

Der Satiriker ist gleichsam im ästhetischen Felde der Aesthetik, wenn er sich die schöne Literatur zum Objekte seiner Satire wählt. Religion, (was man nämlich gewöhnlich dafür ausgiebt) Politik u. s. w. kann nicht poetisch behandelt werden. Den wahren Dichter kümmert das durchaus nicht, so wie überhaupt Druck und Leiden als Dichter ihn unmöglich treffen können, wenn anders nicht noch eine ganz neue Race von Leiden erfunden wird.

Mit Recht sagt Friedrich Schlegel in seinem vortrefflichen Werk: Die Griechen und Römer, dass der Charakter des Brutus in Shakspears Cäsar das vollendetste Gemälde einer sittlichen Schönheit und in dieser Hinsicht des Sophokles nicht unwerth sei. Ich möchte wol noch einen Schritt weiter gehen und nicht ohne Kühnheit behaupten, dass Sophokles vielleicht nur wenige solcher Darstellungen aufzuzeigen habe. Man beobachte ihn nur von seinem ersten Auftreten an mit dem Cäsar, welcher von dem geheimnissvollen Wahrsager vor des Märzen Idus gewarnt wird, bis zu den letzten Worten:

> Leb wohl, mein Freund! — besinne, Cäsar, Dich!
> Nicht halb so gern bracht' ich dich um, als mich —

(S. Schlegels Shakspear, II, 150.) und man wird gestehen müssen, dass hier ein Charakter waltet, in dem sich jeder Miston, der von aussen her zu ihm

dringt, zu Wohllaut mildert, dafs sich jede Indignation in Harmonie mit sich selbst (s. die Unterredung mit dem Cassius) auflöset, und dafs selbst der höchste Schmerz bei ihm nur eine leise hinschwebende Wallung sei. Von ihm mufste selbst der doppelseitige Antonius die schönen Worte sagen, die das Ganze wie eine liebliche Musik beschliefsen:

Sanft war sein Leben und so mischten sich
Die Elemente in ihm, dafs die Natur
Aufstehen durfte, und der Welt verkünden:
Dies war ein Mann!

Hr. Rhode hat das neue Jahrhundert unter sehr bösen Auspicien eingeweiht. In dem Vorspiel, das zu Berlin leider wirklich aufgeführt worden ist, lautet es folgendermafsen:

Noch schwebt wie gegenwärtig mir das Bild
des scheidenden Jahrhunderts vor dem Auge,
des Zeitraums, wo Borussien die Welt
In Staunen setzte — wo es sich empor
Zu seiner jetz'gen furchtbar'n Gröfse schwang.

Ja, Borussien setzte allerdings die Welt in Staunen, doch nicht so sehr als Rhode durch diese Verse, für deren Erbärmlichkeit ich kein Beiwort weifs, denn das „furchtbar" möchte selbst hier nicht passen, weil Hr. Rhode unmöglich irgend Jemand jemals in Furcht gesetzt haben kann.

Ich seh' ihn — jenen ersten Friedrich, wie
er kühn das königliche Diadem
sich um die Stirne windet, und den Stolz
der Könige seinem Heldenflammе einhaucht.
Ich seh ihn seinen königlichen Sitz
zum Sitz der Künste und der Musen weihn.

Ich sehe in diesem Augenblicke durchaus nichts als den theuern Herrn Rhode, der, mit der Feder hinterm Ohr eine alberne Prosa in schwergepreſste Jam-

ben hineindrückt, ich sehe ihn, wie er sich seines matten „Ich seh' ihn" freut.

Bald darauf lautet es also:

O schön ist dieses Bild! Es überstralt
Die Lorberen seiner weiten Schlachtgefilde,
Und zeigt im Helden uns den gröfsern Weisen,
Den eine Welt mit Dankbarkeit verehrt.
Nun folgt ein König, dessen gutem Herzen
Das Glück der Völker heilig war — der kühn
und muthvoll — doch den Frieden liebte,
und seines Thrones Glanz und Macht erhielt!

Kann eine Leichenpredigt aus dem vorigen Jahrhundert mark- und saftloser sein, als dieses Geschwätz, das man für Poesie ausgiebt! — Und dieser Mensch, der, wie ein ausgedrückter Schwamm, kaum noch einige lauwarme Feuchtigkeiten von sich giebt, ein solcher Mensch wagt es, über Schlegel's und Tieck's Poesien zu reden! —

Die Menschen auf eine gewöhnliche Art zu hassen, ist ganz gemein, und selbst der Matteste vermag sich dahin zu steigern. Aber es giebt eine so schöne, beseligende Verachtung, die nur dem erhabenen Menschen eigen ist, dafs man fast glauben sollte, sie sei zu einer rigoristischen Tugend nothwendig. Er übersieht die ihn umgebenden menschlichen Creaturen und sie sind ihm untergeordnet. Ja, man kommt sehr oft in Versuchung zu glauben, die Natur habe sie blofs dazu geschaffen, dafs sie ihm Mittel zu seinen Zwecken sein sollten, welches freilich aufgeklärten Theologen höchst paradox vorkommen mufs.

Es ist ein alter, aber vielleicht nie genug vorgetragener Spruch: „Man soll sich nie irre machen las-

sen." — Man könnte ihn den Spruch par excellence nennen.

Gewissen Naturen helfen die vortrefflichsten Mittel nicht. Es kann daher wol nur bei einer oberflächlichen Ansicht befremden, dass Lafontaine, der doch die Griechen und Römer gelesen zu haben scheint, dess ungeachtet noch seine Romane ohne Ekel schreiben kann, die, wenn sie ihm auch keine Ehre, doch gewiss beträchtlichen Ehrensold eintragen. Wer sich indess dabei noch nicht beruhigt fühlen sollte, der bedenke doch ja, dass es nicht jedermann gegeben ist, den alten Klassikern so zu begegnen, wie etwa die Schlegel. Es ist auch wol noch nicht entschieden, ob Lafontaine mehr als Griechische und Römische Worte versteht, worüber die Aufklärung noch zu erwarten ist.

Diese letzte Idee lässt mich — sonderbar genug! — einen Sprung auf den alten teutschen Dichter Lohenstein machen. Tausende reden von ihm sehr weitläuftig, ohne ihn gelesen zu haben. Ich will nur ein Paar Worte von ihm reden, ob ich ihn gleich sehr aufmerksam studirt habe. Er war ganz gewiss ein Genie im eigentlichsten Sinne dieses Worts, aber eine unglückselige Schwerfälligkeit, angeborne Teutschheit, trauriges, eisernes Studium, Umgebung mit lauter falschen Tendenzen, und eine fatale Unmöglichkeit, objektiv zu werden, und seiner Individualität zu vergessen, das alles hing sich wie Blei an ihn. Seine Trauerspiele (Ibrahim, Agrippine, Epicharis u. s. w.) und sein Armianus sind die Belege dazu. — Dass er indess

bei weitem beſſer ſei, als tauſend neuere teutſche Dichter, verſteht ſich von ſelbſt; wie ſchwer es überhaupt ſei, ihn zu erreichen; ſieht man aus den oft verunglückten Nachahmungen der Herren Koſegarten, Jean Paul, die hierin ganz mit ihm übereinkommen, daſs ſie oft in Worten Poeſie ſuchen. (Sesquipedalia verba, praetereaque nihil.) Beſonders eigenthümlich iſt ihm die Wuth nach kurzen Schlagreden, wo es denn ganz natürlich niemals die Perſonen des Drama ſind, welche reden, ſondern immer nur Lohenſtein ſelbſt, der ſich in einer unächt ſchimmernden Beredſamkeit übt. Man leſe nur z. B. das Geſpräch zwiſchen Antonius und Proculejus im erſten Akte ſeiner Cleopatra. Nachdem ſie ſich ſchon fünf Seiten lang mit gezwängten Reden und gepreſſten Bonmots gequält haben, ſagt Proculejus:

„Warum klebt denn Anton Aegypten ſo ſehr an?
Ant. Weil er Cleopatren nichts vergeben kann.
Proc. Er ſorgt für die, die er doch ſelbſt muſs übergehen.
Ant. Anton kann nimmermehr von ihr geſondert leben.
Proc. Octavia giebt nichts Cleopatren zuvor.
Ant. Cleopatra beſitzt, was jene längſt verlor.
Proc. Was kann dem Römer an der Mohrin viel gefallen!
Ant. Rubin deckt ihren Mund. Proc. Octavien Korallen.
Ant. Die Glieder ſind aus Schnee. Proc. Dort gar aus Helfenbein.
Ant. Die Brüſt' aus Alabaſt! Proc. Und dort aus Marmelſtein.
Ant. Ihr Sternen des Geſichts! Proc. Dort ſind die Augen Sonnen.
Ant. Hier hat die Hold den Sitz. Proc. Und dort den Thron gewonnen.
Ant. Hier ſtralt der Tugend Blitz auch durch die düſtre Welt.
Proc. Ach! daſs man ſchimmernd Glas für Gold und Perlen hält.
Daſs der gewolkte Schaum gefärbter Regenbogen
Dem Schneckenblute wird des Purpurs vorgezogen!

„Er fleucht dies, was ihm nützt, küſst, die ihm ſchändlich ſind,
Und ſchlägt ſein letztes Heil mit's Kaiſers Heiſch in Wind."

Antonius antwortet, er werde ihm ſeinen letzten Entſchluſs noch heute bekannt machen laſſen, und Proculejus geht mit den vortrefflichen Worten ab:

„Sehr wohl! allein erwegt, daſs einer Frauen Hold
Nur ſchlüpfrig Zucker ſei, der Scepter aber Gold."

(S. Daniel Caſpars von Lohenſtein Cleopatra. S. 25. In ſeinen ſämmtlichen geiſt- und weltlichen Gedichten. Leipzig 1733.) — Auch der ernſthafteſte Menſch müſste über dieſe entſetzlich geſchraubte Künſtlichkeit lachen; aber in dies Lachen wird ſich doch immer eine Art von Achtung gegen das Genie miſchen, das nur den rechten Weg verfehlt hat, und ſelbſt in den Irrthum eine ſtarre eiſerne Conſequenz bringt. — Und nun leſe man einmal den erſten Auftritt von Kotzebue's: „Spanier in Peru," wo eine traurige Magerkeit mit langweiliger Wuth nach Witz Hand in Hand geht. Dort iſt unermeſsliche Fülle, die aber in ſich ſelbſt verſchwemmt; hier eine todte Leere, in welche jene Wuth nur widerliche Zuckungen hineinbringen kann. Dort iſt angenehme Lächerlichkeit, hier fade Jämmerlichkeit. —

Auch Voltaire (ohne ihn im Mindeſten mit Kotzebue in Parallele bringen zu wollen) iſt in den zerſchnittenen Reden zwiſchen der Mariane und dem Herodes ganz unausſtehlich, und er erfuhr deshalb nur eine viel zu gelinde Strafe durch le Grand's mauvais menage, wo es unter andern nicht unwitzigen Parodien alſo heiſst:

C'eut été bien pis, qui nous eut vûs enſemble,
Peloter les bons mots et nous les renvoyer,
Pour voir à qui de deux reſteroit le dernier.

Das nicht bloſs müſsige, ſondern höchſt widerliche Auskramen der verworrenſten Gelehrſamkeit

hat Jean Paul ganz mit Lohenstein gemeinschaftlich. — Da seine Personen blofs Organe von ihm sind, so darf er sich dieser Gelehrsamkeit und Ausführlichkeit nicht entäufsern, selbst dann nicht, wenn sich seine Helden und Heldinnen in den gefahrvollsten und bedeutendsten Momenten befinden.

Cleopatra. So komm, o süfser Tod, o liebstes Wohlgefallen!
Kommt und erquicket mich, vergiftete Krystallen!
Ich küsse Gift und Glas. Charm. Was thut sie, Königinn?
Cleop. Was das Verhängnifs heifst. Iras. Wo denkt sie, Göttinn, hin?
Cleop. Nun in die Ewigkeit. Beli. Soll die ein Giftglas schenken?
Cleop. Dies nimmt zur rechten Zeit den Preis den Perlentränken.
Salamb. Gift rührt vom Typhon her. Cleop. Auch Typhons Trank ist gut,
Wenn er die Seel auflöst, wie des Saturnus Glut.
Sida. Ach! weh uns, wenn wir sie so schnöde sterben lassen.
Cleop. Verflucht sei die, die uns will wehren zu erblassen.
Bab. Reifst ihr das Giftglas aus, die Angst hat sie verrückt.
Cleop. Zähmt euch, Verwegene! Charm. Verschmerzet, was Gott schickt!
Iras. Ach! sie besinne sich! Cleop. Umsonst, ihr wehrt vergebens.
Charm. Ach Gott! was sehen wir? Cleop. O Nectar unsers Lebens!
O Labsal unsrer Seel'! o zuckersüfses Gift!
Wohl diesem, der durch dich so süfser Noth entschifft!
Der in dein Todtenbild sein einigs Heil vermummet!
Wohl diesem! Charm. Sie erblasst. Iras. Durchlauchtste! Charm. Sie verstummet. —

Hier ist der Lohenstein in seiner selbsteigensten Individualität: Künstlichkeit, Gelehrsamkeit, Geschweiftheit. — Auch der gute Unterthan zeigt sich in dem „Durchlaucht'ste!" ganz vortrefflich

denn auch in solchen Fällen darf er den schuldigen Respekt nicht aus den Augen setzen.

Ich habe mich vielleicht zu lange schon bei diesem guten alten Breslauischen Syndicus verweilt. Allein ich gestehe nicht ohne Offenherzigkeit, dass mir diese reine Unbehelfenheit, dieses verworrene, aber gewiss tiefe Gemüth weit anziehender ist, als die dünne Klarheit Corneille's oder Racine's.

Unser neueres sogenanntes Lustspiel ist kaum als Parodie des antiken Lustspiels interessant. Die teutschen Schriftsteller in diesem Fache kennen nur zwei Gattungen von Menschen: gemeine Tugend und unwitzige Frivolität. Bei den Erstern lässt sich das Gähnen allenfalls wol noch verschmerzen, allein bei den Letztern entsteht oft phytische Uebelkeit. — Nach diesem Leisten sind alle Jüngersche Stükke gemacht, in denen sich eine consequente Schlaffheit recht deutlich und ungenirt ausspricht. — Die Menschen, die er aufstellt, sind nichts als abgegriffene Kupferdreier, die mit widrigem Klingklang an einander schlagen. — Wenn man aus einem solchen Lustspiel kommt, dann sollte man wahrhaftig mit den Xenien ausrufen:

Komm Komödie wieder, du ehrbare Wochenvisite,
Siegmund, süsser Amant, Muskarill, spasshafter Knecht! —

Der Codrus des Freiherrn von Cronegk ist ein Vergessen der Hauptsache über einer Nebensache, oder ein en bagatelle behandelter tragischer Held. Die französische Influenza hat auch diesen Mann, der seiner Kraft mistraute, der Kunst entfremdet, und an eine matte Künstlichkeit gebunden.

Es ist schwer zu begreifen, wie sein Enthusiasmus für die spanische Litteratur, der bekanntlich so manchen französischen Diebstahl aufdeckte, doch den gereimten Bettelstolz, den die Franzosen Poesie nannten, so anzupreisen, und nachzuäffen vermochte.

Der französische Vers- und Versmachereimacher Boileau hat, ohne es zu wollen, seine Gedichte in dem folgenden Aufschluss über das Epigramm charakterisirt. *L'épigramme*, sagt er, *n'est souvent qu'un bonmot de deux vimes orné.* Dass nun das Epigramm etwas tiefer liege, als sein aesthetischer Schaumlöffel reichte, und die Beschauung eines lieblich begrenzten Augenblicks sei, liess sich dieser Prahler nicht beigehen, noch war es von seiner Armseligkeit zu erwarten.

Die Zeit hat glücklicher Weise sehr bald die schmutzige Lehmhütte verstört, auf welcher Rhode und seine Anhänger die Kunst, wie den Mond, anbollen. In der grosen Stadt, die sie bezogen haben, können sie ihr Wesen etwas unbemerkter forttreiben; doch werden sie bald auch hier entweichen müssen, weil sie das Bürgerrecht weder verdienen, noch erhalten.

Satyre ist das Resultat des Reinigungsprocesses der Menschheit, und der Durchgang zur Bildung.

Sich beliebt machen ist in unsern Tagen durchaus ein freiwilliges Verzichtthun auf Charakter-

würde. Wer dieſe erhalten will, muſs ſich gefürchtet machen, oder wenigſtens Achtung ertrotzen.

Unter die vielen ſeltſamen Erſcheinungen in unſrer gelehrten Welt gehört auch die neulich erſt an der Leine gemachte Entdeckung, daſs Fichte einiges philoſophiſches Talent habe, welches aber in ſeinem geſchloſſenen Handelsſtaate übel angewendet ſei. Nun iſt allerdings gar wohl begreiflich, daſs man einen ächt philoſophiſchen, mithin auch originellen Kopf durchaus nicht begreifen kann, wenn man es nicht ſelbſt iſt, oder, welches eins iſt, die Tendenz aller Philoſophie nicht in ihrer völligen Reinheit und Klarheit auffaſst; es iſt auch ferner zu begreifen, und was von Fichte ſchon theils in der Vor- theils in der Nachrede angezeigt war, daſs der bloſse Empiriker eine Arbeit wie dieſe, für unnütz, und verfehlt halten werde: aber, wie man es dulden könne, daſs dieſe unvorgreiflichen, unzielſetzlichen Meinungen doch unter dem Namen einer Beurtheilung, mitgetheilt werden dürfen, ohne belacht, und für anmaaſsend gehalten zu werden — dies wird nur unter der jetzt ſo beliebten, an ſich aber hinlänglich tollen, Vorausſetzung begreiflich, daſs zum Philoſophiren nichts gehöre, als das Geborenſein, höchſtens der liebe geſunde Menſchenverſtand. Was das erſtere betrifft, ſo erſpart dies alles ernſte Streben und Bemühen, als welches die gewünſchte Bequemlichkeit, ſage Glückſeligkeit nie complet machen, wol aber ſtören kann. Der letztere wie er ſich jetzt äuſsert, iſt nichts als ein affektirter Krampf vor dem Nieſen, oder eine zu ſichere Vollblütigkeit.

Wenn man Falk und andre, deren Namen mir wieder entfallen sind, weil ich den Merkur nicht so unabläßig handhabe, betrachtet, so kann man sagen, daſs die Lob- Ehr- und Preisanſtalt zu Weimar das Pelorum sei, welches jeder teutsche Gelehrte mit dem fürchtenden Mistrauen des Odyſſeus in sich selbſt umſchiffen müſſe.

Seitdem die wahre Genialität verloren gegangen, ist auch der heilige Name Genie ein Ekelname geworden. Den feisten Naturen, an welchen nichts glänzt, als der Schmalz der Bürgerwelt, womit sie aufgemästet worden sind, heisst nur der ein Genie, der eben Verstand genug hat, ihre zähe und aufgedunsne Langweiligkeit zu verachten, wozu es nur einer Spanne Erhebung bedarf.

Je höher der Mensch sich emporschwingt, desto tiefer tritt die unter ihm einsinkende Welt zurück. Er dürfte viel von ihr fordern, aber sie kann es ihm nicht gewähren; daher er ihr mehr giebt, als er von ihr erhält, und so im beständigen Vorschuſs steht. Von seiner Höhe herab wirft er ihr ihren Schuldbrief zu, und unbekümmert um die Aeuſserung ihrer Dankbarkeit, verlangt er mit vollem Rechte nur Ergebung, und Empfänglichkeit für das, was er ihr giebt. Ihm diese nicht zollen, heisst sich an sich selbſt und an ihm versündigen. Wie gerecht, wie erhaben, wie göttlich ist dann nicht die Entrüſtung des hohen, milden Ernstes! Ich kenne in dieser Hinsicht nichts Gröſseres und Erschütternderes, als jenen prophetischen Ausbruch verkannter Göttlichkeit, der schwer auf alle Zeiten drückt: Ihr, die ihr Propheten und Gesandte tödtetet, ach! wie oft habe ich euch vereinen wollen,

wie die Gluthenne die vereinte Brut mit ihren Flügeln schützt! Doch ihr habt nicht gewollt. Darum soll eure Stadt eine Wüste werden, und ihr — das schwör' ich — sollt mich nur dann wiedersehn, wenn ihr mich wie einen Bothen des Himmels begrüfst. — So grofs und kühn zu fühlen, ist siegende Verklärung.

Die herrschende Krankheit unter einer gewissen Klasse von jungen Leuten, ist eine sentimentale Abgeschmacktheit, die gröfstentheils aus eigner Leere, oder Jean Pauls Büchern geflossen ist. Die alleroberflächlichsten Menschen, ohne Charakter, Kenntnisse, und besonders ohne das Summum alles Wissens, die Philosophie, machen sich ein unschuldiges Vergnügen daraus, die Menschen zu hassen, über Mangel an Liebe, und was dergleichen Possen mehr sind, Klage zu führen, und verschimmeln zuletzt ganz in ihrer eignen engbegränzten Individualität.

„*Moi, Sebastien — Roch — Nicolas Chamfort, déclare avoir voulu mourir en homme libre, plûtôt que d'être reconduit en esclave dans une maison d'arrêt: déclare que, si par violence on s'obstinoit à m'y trainer dans l'état où je suis, il me reste assez de force pour achever ce que j'ai commencé. Je suis un homme libre; jamais on ne me fera rentrer vivant dans une prison.*" Das waren die Worte Chamforts, als ihm der Versuch sich selbst zu tödten, misglückt war. Es giebt eine so ruhige bestimmte Einfachheit, dafs man auch nicht einen Buchstaben hinzu oder davon thun kann, ohne dem Ganzen etwas von seinem Effekt zu rauben. Höchstens könnte man sich den Genufs dadurch noch erhöhen, wenn man ir-

gend einen ſogenannten Abgang eines ſogenannten Helden Corneille's ſogleich hinterher läſe. — Der ironiſche Ton, mit dem Chamfort gleich darauf zu ſeinem Freunde ſagt: *Que voulez - vous? voilà ce que c'est que d'être maladroit de la main; on ne réussit à rien, pas même à se tuer. — — Enfin je me ſuis ſouvenu de Sénèque, et en l'honneur de Sénèque j'ai voulu m'ouvrir les veines; mais il étoit riche, lui; il avoit tout à ſouhait, un bain bien chaud, enfin toutes ſes aises: moi je ſuis un pauvre diable, je n'ai rien de tout cela; je me ſuis fait un mal horrible, et me voilà encore; mais j'ai la balle dans la tête, c'est là le principal. Un peu plus tôt, un peu plus tard, voila tout.*" — Dieſer ironiſche, pikante Ton bildet mit den rührend einfachen Worten, die er zu einem andern Freunde ſagt, welcher ſich freute, daſs er ihn wieder zum Leben zurückkehren ſähe: „*Ce n'est point à la vie, que je ſuis revenu; c'est à mes amis!*" — den herrlichſten Kontraſt, und durch die Vereinigung dieſer beiden Extreme, die ſich hier ſo gewaltig berühren, würde ſich allein der Charakter eines Mannes finden laſſen, der faſt einzig da ſteht. Allein gerade deswegen dürfen wir uns nicht wundern, wenn das Intereſſe für ihn in Teutſchland noch ſo einſeitig und ſelten iſt.

Wäre es nicht faſt zu grauſam, ſo könnte man wol wünſchen, daſs einmal in unſre Iffländſchen Familiengemälde irgend ein Shakſpearſcher (ſogenannter) Narr (etwa der aus „Wie es euch gefällt" oder „Was ihr wollt") wie ein deus ex machina hereinbräche. — Welche Scenen würde das geben, dieſe überſchwenglich bornirten Tugendhaften mit dieſer liebenswürdigen pikanten Frechheit zuſammenſtoſsen zu ſehen!

Es iſt noch viel zu mild, von den meiſten unſrer neuern litterariſchen Erzeugniſſe zu ſagen, ſie ſeien Ephemeren. Dieſe leben doch wenigſtens einen ganzen Tag, aber jene machen wol niemals Prätenſion darauf, zu leben. — Prätenſion? Nun da käme wol noch die Eitelkeit zu Hülfe, und das Gebiet der Täuſchungen iſt ja ſo ganz unermeſslich! — Macht doch Ludwig XVIII Prätenſion auf die franzöſiſche Krone! Warum ſollte man es denn nicht Cramer, Lafontaine, Spieſs, Schilling, dem Verfaſſer des Herrn von Lümmelsdorf, und Rochlitz verzeihen, wenn ſie Prätenſion machen, teutſche Autoren, oder wol gar — was ich nicht ohne Schauder niederſchreiben kann, — Dichter zu ſein? —

Das Schikſal iſt bekanntlich das Vermittelnde der Griechiſchen Tragödie, oder wenn man lieber will: beſtimmte Begränzung, Nothwendigkeit — ſo wie üppige Freiheit, die ruhig den Reflex der umgebenden Menſchenwelt aufnimmt, der Charakter des Luſtſpiels. — Nun kann hier aber durchaus nicht davon die Rede ſein, durch die Beſtimmung des Schikſals für die Tragödie, und der Freiheit für das Luſtſpiel, das formelle Wohlgefallen am Schönen in ein materielles zu verwandeln — worauf in jener Vorrede nicht mit Beſtimmtheit Rückſicht genommen iſt — denn jenes Schikſal und jene Freiheit ſind nur nothwendig, um das Kunſtwerk hervorzubringen, wonach der Dichter ſtrebt; allein ſie ſelbſt bilden es nicht. In der kritiſchen Analyſe ſind Stoff und Form rein geſchieden von einander: durch die Syntheſis in Kunſtwerken werden ſie indeſs zu einem Guſſe verſchmolzen.

Um noch deutlicher zu ſein, könnte man etwa ſo ſagen: So wie objektive Wahrheit das Nothwen-

dige zu jedem Kunſtwerke iſt, ſo iſt das Schickſal für die beſondere Gattung der Tragödie beſtimmt. —

Uebrigens iſt es mit dem Schickſale wahrhaftig eine ganz eigne Sache, die nicht mit ſich ſpaſsen läſst. Das Schickſal indeſs, was die meiſten unſrer neuern Tragödienſchreiber aufſtellen, iſt allerdings ſpashaftig genug, und eher einer Vogelſcheuche, als dem alten Griechiſchen Fatum gleich.

So oft ich erwäge, welche von den jetzt über Philoſophie und Poeſie ſtreitenden Parteien, die wahre und klügere Art zu ſtreiten erwählt habe, ſo fällt mir ganz unwillkührlich Euenus ein, deſſen drei Epigramme die Aufgabe befriedigend löſen. Wenn ich ſie in der Urſprache herſetze, ſo gewinne ich gewiſs an Beſcheidenheit, der Kundige an Uebergewicht über den Unkundigen, was an ſich nicht, obwohl in unſern Tagen, paradox klingen dürfte. Dieſe Epigramme finden ſich in der Brunkiſchen Antholog. T. I. p. 164. und ſehen ſo aus:

1.

Πολλάκις ἀνθρώπων ἐγὼ νόον ἐξεκάλυψε
κρυπτόμενον, μανίας πολὺ χερειότερον.

2.

Πρὸς σοφίαν μὲν ἴχνιν τόλμαν, μάλα σύμφορόν ἐσι·
χωλὸς δὲ, βλαβερὴ καὶ κακότητα φέρει.

3.

Πολλοῖς ἀντιλέγειν μὲν ἦθος περὶ παντὸς ὁμοίως·
ὀρθῶς δ' ἀντιλέγειν, οὐκέτι τῶν ἐν ἤθει.
καὶ πρὸς μὲν τούτους ἀρκεῖ λόγος εἷς ὁ παλαιός·
σοὶ μὲν ταῦτα δοκοῦντ' ἐστὶν, ἐμοὶ δὲ τάδε.
τὸν ξυνετὸν δ' ἂν τις πείσειε τάχιστα λέγων εὖ,
οἵ περ καὶ ἑκόντες εἰσὶ διδασκαλίης.

Die Begeiſterung der Afterdichter iſt wie des Windes Wehen über eine Binſe; die des wahren Dichters der Sturm, der die Eiche vom Stamm bis in die Krone durchbebend erſchüttert. Die erſtere iſt oft nichts als ein ungehemmterer Blutumlauf in einem Menſchen; die letztere das Regen und Treiben und Wogen in allen Adern der Menſchheit. Man kann die letztere den hohen Schmerz der Entzweiung in der Menſchheit nennen, die erſtere eine leere Lüſternheit.

Bis dieſen Tag hat man den Menſchen nur für andre erzogen, und zu einem dienſtbaren Laſtthiere zu machen verſucht. Daher das ganz verfehlte Leben ſo vieler; daher die Lächerlichkeit der Aeltern, mit ihren Kindern in den früheren Jahren zu glänzen, oder zu beluſtigen, in ſpätern zu prangen und zu — nützen; daher die unſelige Wuth der Erzieher, die Kinder zu übertreiben, und ihre Kraft in der Blüthe zu zerpflücken; daher, daſs ich es kurz ſage, dieſe frivole, langweilige Jugend, und dies eckelhafte in fade Nüchternheit zuſammengeſchrumpfte Alter. Wenn wird man doch anfangen, den Menſchen für ſich zu erziehen! ihn als Zweck an ſich zu betrachten! Nur dann wird die beſsre Zeit anbrechen, wenn jeder, wie der Dichter ſagt, vollendet in ſich iſt. Nur die Eingeſunkenheit und Schlaffheit findet Paradoxie, Ueberſpannung, und Sonderlingsmanieren, wo eigentlich die Kraft der Menſchheit wirkt, wo der edle Stamm noch kräftig treibt. Wer wollte doch jene Ainaturen die ſich nur vollſtopfen, um ſich wieder zu entladen, ehren? — Odi profanum vulgus.

Es ist von jeher ein Kennzeichen ungemeiner und höherer Naturen gewesen, dafs die Menge an ihnen irre geworden.

Der Pöbel ist für den gröfsern Menschen höchstens eine vis inertiae.

Ein Fragment füllt nicht selten eine Lücke in dem Menschenleben am besten und schicklichsten, weil man doch mindestens daraus ersehen kann, d a f s, und w a s dastehen sollte; was gar nicht so leicht ist. Darum setze ich folgende Stelle aus dem Werke eines Freundes her, welcher den unter den Teutschen leer, wenigstens so gut als leer gelafsnen Posten des Satyrikers, trotz dem Vogel Falk, bald rühmlichst antreten und behaupten wird. „Welche Bücher soll ich noch lesen, um zu bedauern, dafs die Ideale geflohen sind? — Keine. Kann ich mir doch immer noch welche machen nach den alten, die sich mir machten, und sie, glaub' ich, weit besser brauchen in der Dichtkunst, als diese. Um die schönste Wirklichkeit in uns steht es noch sehr prosaisch; nicht so? Ist nicht jedes Gedicht nur Empfindung von der Empfindung? Unter keinen blühenden Aepfelbaum sich gesetzt, um Verse zu machen! Ich mache in der freien Natur die schlechtesten auf die Natur, lauter Wachs von den Blumen, das sich an die Füfse hängt, statt Honigs, der erst im Magen mufs gewesen sein.— Niemand macht daher bei einer Leiche eine erträgliche Elegie: sie ist das abgelegte Trauerkleid zum zweitenmal angelegt — in Schmerzen empfangen, in Freuden geboren; und es ist lächerlich, dafs Homers Zeitalter ins Zeitalter der Simplicität fallen soll. — Die Ideale sind geflohen und kein Reim pfeift ihnen nach. Ja, wenn ich wenig sage, so behaupt' ich,

alle äſthetiſche Wirklichkeit in uns wird aeſthetiſche Unehrlichkeit auf dem Papiere. Man erlebt das. — Kühler ſteht die Wiſſenſchaft am Ideenhimmel, und macht kein Gewitter mehr mit dem naſskalten Leben, nur einen Regenbogen: das goldne Schüſſelchen liegt auch unten — ſiehe zu, es iſt dein Raſirbecken, Freund — Ehrgeiz, dieſe Herzensarmuth, Mutter vieler Künſte, wie bei Ariſtophanes die Hausarmuth, wird ſtillere Liebe zur Sache: ein leichter Beutel wird ſchwerer, als ein ſchweres Herz, die innre Welt der Trabant der äuſsern — ſonſt gings damit nach dem Tychodebraheſchen Syſtem — und hat nur bei Kleinern mehr Centripetal - bei Gröſsern mehr Centrifugalkraft. Ich meine: wir leſen nur poëtiſche Blumen von Blumen des Lebens, und beſäen nicht eine dürre Steppe in dieſem mehr mit gemachten — Empfindung pfropft ſich auf Genuſs, Hoffnung auf Haben, Vorgeſchmack der Zukunft auf Nachgeſchmack der Gegenwart, ein warmes Herz auf einen warmen Ofen, und um die Sphärenmuſik zu hören, muſs wenigſtens — eine Baſsgeige dabei ſein.“ Ich wünſche wenigſtens zwiefache Aufmerkſamkeit auf dieſe Stelle, ungeachtet ſie ſelbſt mehr fordern dürfte.

Der ſogenannte rationale Realismus Bardili's iſt der neueſte dem kritiſchen Idealismus zugeworfene Fehdehandſchuh. Reinhold beſonders hat dies in den Beiträgen zur leichtern Ueberſicht des Zuſtandes der Philoſophie beim Anfange des 19. Jahrhunderts, wovon bis jetzt ein Heft erſchienen, mit einer ſo bittern, aber auch weinerlichen — man ſehe das Ende der Vorrede — Kälte gethan, daſs man gern der Fülle ſeiner eignen Ueberzeugung glaubt, er habe einige Schritte zurückgethan, wenn nicht als bloſſer Philoſoph, doch als Menſch. Ich indeſs werde

ihm nach diesem Vorwurf nicht den erwarteten des Mangels an Selbstständigkeit machen, dem er wenigstens durch Witz nicht entgehen dürfte, wol aber einen andern, der die Meinung betrift, als kenne er den transscendentalen Sinn hinlänglich, um keiner Belehrung Fichte's darüber zu bedürfen. Die Haltbarkeit dieser Meinung läugne ich mit Grund. Wer das Gebiet des kr. Idealismus würdig und ernst betritt, dem geht mit jedem Schritte alle Individualität allmälich in der Totalität, oder Unendlichkeit unter. Dies erfährt man freilich am sichersten und überzeugendsten durch ein ernstes, lebendiges Studium des kr. Id. selbst; zum Ueberfluss aber kann man Fichte's Versuch einer neuen Darstellung der WL. nachlesen, wo dieser alte, von Reinhold nur in folgender neuen, nicht minder unanständigen Gestalt, wiederholte Vorwurf: der Id. sei nur ein Verstecken der (Fichtescheu, Schellingischen) Individualität hinter eine *hinweggeschobne*, sattsam beleuchtet und beschämt ist. Ferner ist es ein unverzeihlicher Grundirrthum, dass der Idealismus das Denken als blosse Subjectivität auffasse; ein Irrthum in dem ABC dieser Philosophie, dem Fichte WL. S. 277 f. Naturr. S. 10 und Schelling fast auf allen Seiten seines Systems widerspricht. — Es ist demnach klar, und dürfte sich noch klärer darthun lassen, dass R. einer Belehrung bedurfte. Ob übrigens das Surrogat der reinen Identität, deren Wesen, die Realität, sich in und durch ist offenbaren soll, an sich und in dem Systeme fester stehen werde, und könne, als die Idealität, ist eine Frage, die zum Theil schon beantwortet ist, zum Theil gewiss noch von würdigen Männern ganz klar und bestimmt beantwortet werden wird, ohne alle Mikrologie. Es ist kein platter und alltäglicher Trost, sondern auch Reinholds grosser Glaube, dass die Wahrheit der Preis des Kampfes, und — der Menschheit sein wird.

Das Heiligſte, was der Menſch hat, iſt ſeine Individualität. Hat er dieſe verloren, iſt er aus dem ihm eigenthümlichen Charakter gefallen, ſo hört er auf Menſch zu ſein, und dauert gleichſam nur ſcheinbar fort. In früherer Jugend kann dieſe Individualität noch nicht ſich fixiren, da ſie erſt durch Kampf mit ſich ſelbſt, dem Schickſal und den Umgebungen ſich zu bewahren im Stande iſt. Allein deshalb ſollte man ſie auch in dieſer Zeit durchaus reifen und wachſen laſſen, wohin ſie will, und nur dann ſie zurückführen, wenn ſie die Legalität überſchreiten will. — Darum hat auch Friedrich Schlegel im dritten Heft des Athenäums (Siehe den Aufſatz über die Philoſophie, an Dorothea.) die neuere Pädagogik unſittlich genannt, weil ſie dieſe Individualität zu vernichten ſucht. — Allein, es iſt weit mehr als das — es iſt Entheiligung meiner ſelbſt, Antaſtung des innerſten Innern in mir — wahrer Hochverrath. Ich darf den Menſchen, der damit umgeht, mir dieſes Allerheiligſte zu ſtehlen, als einen Dieb betrachten, wenn ich nicht anders humoriſtiſch genug bin, ihn bloſs als einen Tollhäusler anzuſehen, der ſich mit etwas Unmöglichem beſchäftigt. — Jeder Charakter, der nicht auf ſich ſelbſt beruht, iſt krank und matt, oder krampfhaft — verächtlich in jedem Falle.

Nur ein einziges Mal iſt es A. W. Schlegel begegnet, oberflächlich zu kritiſiren. Ich meine die Stelle im erſten Heft des Athenäums, wo er Tieks Trauerſpiel: Karl von Berneck (Volksmährchen, 3tr. Thl.) oberflächlich nennt. Ohne im Mindeſten die mannigfaltigen Auswüchſe in dieſem Drama zu verkennen, flöſst mir doch der Muth, einen ſo ganz neuen Weg in der Tragödie einzuſchlagen, eine bedeutende Achtung ein, und ich wünſchte, daſs dieſer

Weg noch tieferhin verfolgt würde. Auch die Fehler des Genies, von denen dieſes Trauerſpiel allerdings gar ſehr erfüllt iſt, geben Aufſchlüſſe über manches bisher nur wenig Beachtete in der Kunſt. Mit Recht hat man das bei den frühern tragiſchen Gemälden Schillers zum Augenmerk genommen; — warum läſst man es nur bei Tiek auſser Acht?— Uebrigens ſollte (möchte ich wol vermeinen) ſchon der Umſtand ſehr für die Güte dieſer Tragödie entſcheiden, daſs das gröſsere Publikum bisher ſo gar keine Notiz davon genommen hat. — —

Von jeher iſt mir das Sonett, das ich zuerſt durch Petrarca kennen lernte, die lieblichſte Dichtungsart geweſen, und ich möchte es, wenn ich den Ausdruck brauchen darf, Poeſie in verjüngtem Maaſſtabe nennen. Denn hier ſchwebt ſchaffend und ſchafft ſchwebend die Einbildungskraft, und ihr unendliches Streben wird durch allmälige Richtung und Verſtändigung zur mild begrenzten und beruhigten Empfindung; hier ſtehen Dichtung und metriſche Form wie in einer ſtillen Umarmung vollendet da. Seitdem Bürger und Schlegel dies lange vernachläſsigte Feld wieder bebaut haben, wimmeln mehrere Zeitſchriften von Sonetten; aber nur ſelten findet man auszeichnungswerthe. Mit Verwundrung treffe ich jedoch in dem ſonſt wohl erwähnten Kochenſchen Archiv I, 3. S. 265 ff. zwei von Franz Horn, unter denen beſonders das erſte den reinen und ächten Stempel ſeiner Gattung trägt. Aber auch hier unterbricht der vorlaute Herausgeber mit einer Stelle aus dem Briefe des Verfaſſers, die ſchon ihrer abgebrochnen Allgemeinheit wegen in keinem begreiflichen Zuſammenhange mit den vorliegenden Sonetten, oder mit den unberufe-

nen Kritikern ſtand, und überflüſſig war; wenn ich gleich dieſer Bemerkung des Dichters ihren Werth nicht abſprechen will.

Daſs Herr Wieland kein Dichter ſein könne, ſieht man ſchon aus der gewaltſamen Mühe, die er ſich giebt, ſeiner mit Zucker überſtrichenen Waſſerpoeſie, auch noch einiges moraliſches Salz beizumiſchen. Und welche Moral? — Man leſe ſeine Schriften mit Aufmerkſamkeit, und man wird kein anderes Reſultat daraus herleiten können, als etwa folgendes: Die Menſchen ſind meiſtens ſchlaffe Creaturen, das Streben nach etwas Höherm wird als chimäriſch angeſehen und belacht. Handlangen der Kraft, Uiberwindung ſeiner ſelbſt durch ſich ſelbſt, vollendete Concentration des Innern mit der Verachtung der Aufsenwelt, alles das ſind dieſem Manne nichts als Fantome, die er längſt mit Hülfe ſeiner Aufklärung beſiegt hat. Beſiegt? — o wahrhaftig nein! Wie käme dieſe laxe Natur zu einem Siege, da ſie nie gekämpft hat? Sie befindet ſich ſo ungemein wohl in ihrer dünnen Leichtigkeit, ihrer ſchlaffen Halbwolluſt, in ihrer bizarren Impotenz, die ſie durch Verzerrtheit und graziöſe Convulſionen zu verbergen ſucht, daſs von ihr nichts mehr zu erwarten ſteht, als das, was ſie ewig gegeben hat. Man dürfte wohl unangenehm erregt werden, wenn man noch hie und da eine blinde umhertappende Liebe für dieſes Irrlicht antrifft; allein der Morgen iſt angebrochen, die Irrlichter werden ſchwinden, und die Sümpfe trocknen aus.

Die Poeſie muſs durchaus von allem Irdiſchen befreit ſein. Der Dichter darf keine Erdennoth

kennen, er kennt keine Thräne, als die Thräne der Freude über das erreichte Ideal. Die Menschen, die um ihn her leben, gehen ihn als Dichter nichts an; er darf sie nicht einmal verachten, sondern muss sie schon verachtet haben: denn nur dadurch kann er zur Freiheit gelangen, und ohne diese (die gewiss nur auf diesem Wege zu erlangen ist) hat noch kein Dichter gelebt. — Aber, je weniger ihm die Menschen sind, desto mehr ist ihm die Menschheit, deren Resultate er in den lieblichen Hieroglyphen der Poesie niederlegt. — Das Schlimmste für den Dichter ist, dass er einen Körper hat, gegen den er auch zuweilen in den Stunden der Ruhe einigen Hass empfindet *). — — —

„*Nec in eadem intentione aequaliter retinenda mens est, sed ad iocos revocanda. Cum pueris Socrates ludere non erubescebat: et Cato vino laxabat animum, curis publicis fatigatum, et Scipio triumphale illud et militare corpus movit ad numeros, non molliter se infringens, ut nunc mos est etiam incessu ipso ultra muliebrem mollitiem fluentibus, sed ut illi antiqui viri solebant, inter lusum ac festa tempora, virilem in modum tripudiare, non facturi detrimentum, etiam si ab hostibus spectarentur.*“ — (Seneca de tranq. animi, c. 15.) — Ich führe diese vortreffliche Stelle hier aus doppeltem Grunde an; erstens, weil sie sich zu jenem vorigen Fragmente, dem wahrlich kein gewöhnlicher Ernst beiwohnt, sehr gut passt, zweitens weil die Worte: „*cum pueris Socrates ludere non erubescebat*“ mir wegen mancher Fragmente, die mit den ewig bleibenden Knaben zu thun haben, sehr bedeutungs-

*) Sollte es nicht gut gethan sein, in den Recensionen dieses Fragment auszuziehen, um daraus die ungeheuere Ueberschwenglichkeit zu beweisen, die man hoffentlich tadeln wird.

voll erſchienen ſind. Sollte man mir daher den ſonſt nicht ungerechten Vorwurf machen, daſs es doch oft gar zu unbedeutende Menſchen ſeien, die hier ihre Abfertigung bekommen, welches ſie kaum verdienen möchten, ſo glaub' ich mich hinlänglich mit Sokrates Autorität gerechtfertigt.

Ein Mitarbeiter hat in dieſen Blättern ſchon einmal von dem traurigen Sichanlehnen geſprochen. Selbſt gute Köpfe ſind von dieſer Seuche befallen, ſie, die ſonſt wohl Kraft haben dürften, ihre Selbſtſtändigkeit zu bewahren. So z. B. Reinhold, der jetzt ſogar nicht errörhet, einem ſo obſcuren Menſchen, wie Bardili iſt, beizutreten. (S. Seine neueſte Schrift: Beiträge etc. Heft I.)

Der Witz iſt nur der erſte Schritt, aus der Gewöhnlichkeit herauszutreten. Der zweite Schritt iſt, daſs man ſich nicht mehr damit begnügt, Witz zu haben, ſondern auch ächt witzig zu ſein. Es muſs ein bewuſstloſes Bewuſstſein dabei obwalten, es muſs gar nicht anders ſein können. Der Witz muſs unſer Innerſtes beſeelen, und in das ganze Leben übergehen. Dadurch zwingen wir das Schickſal, auch uns mit ächtem, freundlichem Humor zu begegnen, da es ſonſt gewöhnlich nur gemeine Proſa, oder Franzöſiſche Poeſie für uns hat.

Jede Gemeinheit und Verächtlichkeit trägt ſchon ihre Vernichtung in ſich, oder iſt vielmehr ſchon a priori vernichtet. Es bedarf daher bloſs erzählt zu werden, was neulich im Februarſtück des Modejournals von der Weimariſchen Redoute erzählt wurde, um jede Parodie dieſer ſo

ganz unaussprechlich plumpen Jämmerlichkeit überflüssig zu finden. Den winzigen Creaturen, die das matte Possenspiel angaben, ist die traurige Wuth nach Rache zu sehr befreundet worden, als dass man sie von der Unmöglichkeit derselben überführen könnte. Merkwürdig ist indess nur das Einzige, dass Göthe oder Schiller, wenn sie anders dem Spectacle beiwohnten — diese wüthenden Eunuchen so sehr verachten mussten, dass sie auch nicht einmal eines halben Vernichtungsblickes sie würdigten. Am spasshaftesten bleibt indess der Vers der Fräulein von Imhof. Dieser zarten Dame muss für ihre Schwesterchen aus Lesbos bang gewesen sein, sie hat daher ihre Muse — oder besser Müschen — gegen alle Anfechtungen zu verwahren gesucht. — Sie hätte doch bedenken sollen, dass man Kinder zu verschonen pflegt, und also nicht nöthig gehabt, sich zu fürchten.

Der moderne Dichter ruft das Schicksal sehr oft vergeblich an, ihm in seinem Trauerspiele zu erscheinen. Ungerufen und willig kam es dem Griechen, der nur zwei Umgebungen des Menschen kannte, Freiheit oder Begränzung. Der Moderne kennt gewöhnlich nur halbe Freiheit, und nur halbe Begränzung. Die erstere läuft gewöhnlich auf fade Ueppigkeit, die zweite auf — Bürgerlichkeit hinaus, die an sich sehr respektabel sein mag; nur dass sie von der tragischen Muse verschmäht wird. Das Schicksal muss von aussen, wie eine kolossale dunkle Gewalt einherschreiten, damit sich die Kraft des Helden daran breche. — Wir armen aufgeklärten Leute glauben aber an dergleichen dunkle Mächte schon lange nicht mehr, und sind — dem Himmel sei Dank — nicht so leicht zu täpschen, als die stockblinden Heiden — die Griechen. — Nun ist

das Schickſal aber trotz aller Aufklärung dem Dichter bei Abfaſſung der Tragödie nothwendig. Er muſs es alſo wol darauf wagen, von den Theologen belächelt zu werden, und Schiller wird es gewiſs noch oft genug zu hören bekommen, daſs er uns doch wol Wallenſteins Glauben an die Aſtrologie hätte entziehen können, weil er dadurch dem Aberglauben Thür und Thor öffne. Shakſpear zauberte das Schickſal durch ein Analogon dieſer myſtiſchen Gewalt, durch die — Geſpenſter hervor. Allein davor bewahre uns der Himmel, daſs wir uns noch durch Cäſars oder Hamlets Geiſt ſollten ſchrecken laſſen!

Man ſollte nicht von Stufen in der Philoſophie reden. Man iſt entweder Philoſoph oder nicht. Ein drittes iſt unmöglich.

Von einem bekannten Manne, der zugleich Philoſoph und Mediziner iſt, meinen die Philoſophen, er möge wol ein groſser Arzt ſein, aber mit der Philoſophie habe er ſich lieber nicht befaſſen ſollen. Die Aerzte glauben ſtatt deſſen, er möge wol ein guter Philoſoph ſein, aber mit der Arzneiwiſſenſchaft ſolle er ſich doch wol nicht abgeben. — Was reſultirt?

Es muſs befremden, daſs Herrn Klamer Schmidt die Alltäglichkeiten und Niedrigkeiten niemals beſſer glücken, als wenn er auf eine Höhe geſtiegen iſt. So machte er auf der Roſstrappe eine gereimte Geographie, da doch Herr Tiedge wenigſtens ſo kühn iſt, Jahrtauſende in möglichſter Geſchwindigkeit ſich verſteinern zu laſ-

sen. Auf der Teufelsmauer bei Neunstedt macht er einer ganz unbekannten Familie, für die sich keine Seele interessiren kann, ein Compliment, welches also lautet:

Was alles, o was alles liefset
Ihr auf der Erde Nachbar sein!
Natur und Zufall! Wer? Ists Wahrheit oder Schein?
Die Teufelsmauer hier — sie schliefset
Ein Chor von Engeln ein! —

O liebenswürdige Naiveté! — und da der Dichter nun doch einmal im Steigen war, so schwang er sich auch auf den Stufenberg bei Gernrode, um dort die kühne Wahrheit herauszubringen, dass wir wahrlich nicht berufen sind, ewig Fremdlinge zu sein. (S. Beckers Almanach für 1798. S. 313. 326. 319.)

Für die Bildung des Weibes zu sorgen, ist allerdings ein lobenswerthes Unternehmen, besonders in unsern Tagen, wo man die Weiblichkeit meistens in den krampfhaften Verzerrungen der Konvenienz, oder des Gelehrten- und Dichterdünkels untergehen sieht. Das Archiv für die moralische und religiöse (?) Bildung des weiblichen Geschlechts ist ein solches Unternehmen, aber ein ganz verfehltes und misglücktes. Denn nie wird durch eine ästhetische Muster- und Bildercharte, wie sie Vermehren fast in jedem sogenannten Gedichte abrollt, durch einen blinden Lärm mit Schlegels wiedergekäuten Worten, in welche aber der Sinn und Geist nicht mit hinüber genommen ist, wie ihn Köchen und einige andre überreizte Naturen hier machen, dieser Zweck erreicht werden. Hier und da findet man einige besser gerathene Kleinigkeiten, deren Genuss aber durch das selbstgefällige, unzeitige Zwischenklaffen des Herausgebers sogleich verleidet wird.

Dumme Bewunderung, ſklaviſche Nachahmungsſucht, und daher entſtandene Trunkenheit des Misverſtandes haben von jeher der guten Sache mehr geſchadet, als ihr entſchiedenſtes Auftreten und Angreifen.

Die Vorrede zu dem Trauerſpiele: der Fall der Schweiz, giebt einen bedeutenden Wink über das Weſen der Tragödie. Allein das Trauerſpiel ſelbſt verräth, daſs ſich der Verfaſſer nicht ganz klar geworden iſt. Der Gedanke, eine fixe Idee zum Schickſale zu erheben, und ſo den Menſchen von innen heraus zu vernichten, iſt gewiſs ein Fehltritt, den die Theorie that, und hat das Ganze mit einer Mühſeligkeit verkältet, die man nur zuweilen durch den Schwung des Gräſslichen vergiſst; ich erinnere an den Greis, der hier, zwar als Finger des Schickſals, doch etwas gewaltſam gewählt iſt. Abgerechnet nämlich, daſs eine fixe Idee als ſolche, nicht unter die ſinnliche Bedingtheit der Handlungswelt, deren Regen das Drama auffaſst, fallen kann, noch inwiefern ſie Schickſal ſeyn ſoll, fallen darf: ſo ſind hier nur zwei Entgegengeſetzte, die durch das Berühren allein ſich vernichten; aber die hohe, dunkle Macht des Schickſals, die beide im Zuſammenrücken berührt, plötzlich über das Höhere den vernichtenden Geiſterſpruch ausſtöſst, und ſo den Menſchen, wie durch einen Machtſpruch, begrenzt, dies Schickſal,

Welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt,

iſt hier nicht anzutreffen. Was übrigens die Aeuſserung der Vorrede betrift, daſs das ſchlaffe, thränenreiche Mitleid eine der irrigſten Tendenzen der Tragödie ſei, ſo wird dies Niemand als ein franzöſiſcher Afterdichter, oder unberufner teutſcher Aeſthetiker ableugnen können; aber eben um der letztern wil-

len war die Bemerkung nicht überflüssig, besonders da die einseitige Kürze der Aristotelischen Theorie des Trauerspiels noch nicht hinlänglich erörtert und anerkannt ist.

Die meisten Aesthetiker haben mit dem fato Muhamedano einerlei Princip, nämlich das Principium rationis ignaune.

Der Mensch ist Eins, aber der Mensch ist eine Dichotomie.

In einer Zeit, wie die unsrige, wo wir Unphilosophie und Unpoesie mit Unkenntniß alter Sprachen Hand in Hand gehen sehen, in einer Zeit, wo die genügsame Schlaffheit nur gar zu sehr zufrieden ist mit dem, was ihr von der Beschränktheit geboten wird, in einer solchen Zeit muß es uns innige Freude machen, hie und da noch eine strebende Kraft zu erblicken, die den Muth hat, der Zeit zu vergessen, um in eine reinere und schönere zu fliehen, deren sich einst Rom und Griechenland erfreueten. — Griechenland war es, das die ersten Dichter emporblühen sah, und in diesen ersten auch die einzigen der staunenden Welt darbot. In ihnen steht alles ruhig und besonnen und klar, wie ein vom Mond beleuchteter Maiabend vor uns, während wir Modernen in ungewissem Streben nach etwas Ungewissem unsre Kraft verflattern lassen. —

Jede Blüthe, die der Jonische Himmel hervorsprossen liess, ist bedeutend und beziehungsreich für alle Jahrhunderte, mit denen sich die Poesie befreunden mag, vor allen aber ist die Griechische Tragödie einzig und allumfassend, und jede Be-

mühung, dieſe ewigen Werke unter uns einheimiſch zu machen, iſt um ſo verdienſtvoller, je weniger man dieſes Verdienſt zu bemerken und zu ſchätzen pflegt. Ein ſolches Verdienſt hat ſich neulich G. A. Wagner um Euripides Alceſte erworben, die man wahrhaftig nicht als eine bloſse neue Ausgabe dieſes Klaſſikers zu betrachten hat. In der vorangehenden Abhandlung zeigt ſich ein ſeltnes Studium über das Charakteriſtiſche des Dichters, und er hat ſich in der That keine Mühe verdrieſsen laſſen, um die ſeltſamen Ausfälle Wielands — (dem doch die Perſiflage, mit der er dem guten Euripides durch ſeine eigne Alceſte begegnet iſt, hätte genug thun ſollen!) — und des pere Brumoy zurückzuſchlagen. Daſs er dieſen letzten ſo ganz unausſprechlich kläglichen Kritiker, zu deſſen Charakteriſtik man blos anzumerken braucht, daſs er ſagen konnte: *La ſimplicité Grecque n'avoit pas élevé ſes penſées ſur le modèle de la magnificence Romaine ou Françoiſe* — daſs er dieſen Menſchen mit ſoviel Ernſthaftigkeit behandeln konnte, misbillige ich ſehr. Ein Paar derbe, zentnerſchwere Worte — und nichts weiter! — Herr Wagner iſt indeſs keinesweges von einer blinden Anhänglichkeit gegen den Euripides beſeſſen. — So lautet es z. B. S. 15. — *Admiratus ſum hoc quoque in genere Shakeſpearium, qui verus naturae alumnus* (?? — ich ſollte denken, er wäre noch weit mehr!) — *raro magiſtrae ſapientiſſimae leges violat. Is enim Macbethum, ubi nuncius de Duncani regis nece percrebuit, conqueri iubet adeo lectis, elegantibusque verbis, tam praeclaris uti orationis luminibus, imaginibusque, ut planiſſime appareat, Macbethum diligenter dare operam, ut, quae non ſenſit vere, ea ſentire videatur. Sed accidit tamen et ipſi, (??) quod Euripidem feciſſe indignamur, atque dolemus, quod tales nonnunquam ſint perſonarum ſermones, qui plane abhorreant et a rerum et a per-*

ſonarum conditione. Eſt illud vitium, quod nuper iterum notatum inveni a Leſſingio u. ſ. w. — Hier iſt der Punkt ſehr richtig angegeben, in welchem ſich Euripides im Vergleich mit Sophokles ſo ſehr zu ſeinem Nachtheil unterſcheidet. Daher ſeine ſententiöſe Sprache, und das Verweben ſeiner Individualität mit der der tragiſchen Perſonen. Er hat zuweilen eine gewiſſe Weichlichkeit, welche nicht ſelten an eine dunkle Reflexion über die Empfindung (Sentimentalität) gränzt, wodurch er faſt modern wird. So ſcheint mir zum Beiſpiel die Entwickelung der Alceſte, die überhaupt kein tragiſcher Gegenſtand iſt, ſo ſchwach und einem Theatercoup ſo ähnlich zu ſein, daſs ihr faſt das Unglück begegnen könnte, auf unſern Bühnen zu gefallen. — — Was der Herausgeber von Shakſpear ſagt, iſt wirklich mangelhaft, und der Beweis, daſs es auch ihm zuweilen begegnet ſei, ſich ſelbſt ſeinen Perſonen unterzuſchieben, dieſer Beweis möchte wol ſchwerlich zu führen ſein. — Ich kann es mir nicht verſagen, hier noch eine bedeutende Stelle anzuführen, die zugleich ein Beiſpiel von der ächten Latinität des Verfaſſers giebt:

Utinam deterrere poſſim omnes, qui nunc ne comparandi quidem cum hoc viro, (Vuilando) *invito et repugnante Minerva dramata conſtribunt. Illud enim certe in laudem viri recte poterat dici, primum eum in genere dramatis ſerii Germanis facem praetuliſſe, cuius tamen ſplendorem, qui poſt eum venerunt, ſequi aut noluerunt aut nequiverunt, ita, ut caeci in campo verſarentur longe alio terra caligine preſſi. Nam profecto vehementer etiam atque etiam dolendum eſt, obrui nos nunc quotidie tali mole dramatum, quam Muſae omnes averſantur;* ſana ratio detrectat, *ſenſus incorruptus faſtidit, aures caſtae repudiant; quibus conſervandis ne muſicorum quidem peritiſſimorum ars ſufficit, et quae*

tamen plausu omnium et favore excipiuntur, quum sibibi, et convicio cunctorum deberent explodi. Quis enim nisi omni sensu veri et pulcri destitutus, fauste de nostrae aetatis in his rebus iudicio statuerit, qui inconcinna, et insulsa, Schackanedri (hier liefse sich sehr wohl noch hinzusetzen: Hensleri, Bretzneri) *aliorumque huius furfuris opera tantopere nunc videas extolli?*

So gerecht und kräftig-wahr auch das Letztere ist, so irrig und falsch ist das Lob Wielands, der niemals, und in keiner Gattung den Teutschen irgend eine Fackel, sondern höchstens ein übelriechendes Talglicht vorangetragen hat. — Ich bin gewifs, dafs der Herausgeber schon längst von diesem Irrthum zurückgekommen ist, und den *splendor*, von dem er redete, für nichts mehr, als übersinnfsto Glätte halten wird.

Uebrigens darf man von einem Manne, wie Wagner, der schon dem Euripides so vielen Fleifs und Studium schenkte, noch vieles erwarten, das die Befreundung der Teutschen mit der alten klassischen Welt der Griechen und Römer sehr erleichtern würde. Hier sind noch manche Lorbeern zu pflücken. Wer indefs der Dichter sei, der die unverwelklichsten darbietet, das darf ich gewifs ihm, und auch wol einem grofsen Theile meiner Leser nicht erst sagen — es ist Sophokles. — Nun geht zwar wirklich ein Gerücht im Lande umher, dafs dieser Sophokles bereits von dem Herrn Grafen Christian von Stolberg übersetzt worden sei; allein man thut sehr wohl, wenn man solchen Gerüchten nicht immer Glauben beimifst.

Der Tadel der unverständigen Einseitigkeit ist der guten Sache bei weitem nicht so schädlich, als das unbeholfene Lob derselben. Man nehme nur

Shakſpear zum Beiſpiele an. Voltaires Schmähungen haben dem Humoriſten ein frohes Lächeln bereitet: für den Allſeitiggebildeten haben ſie eigentlich gar nicht exiſtirt, wenigſtens hat von ihnen die Rede gar nicht ſein können. Aber nun betrachte man einmal ſeine gewöhnlichen Lobredner! — Dieſe beſchränkten Naturen, die der groſse Dichter kaum in ſeinen Luſtſpielen hätte brauchen können — (wenigſtens hätte er ihnen vorher erſt Witz und Laune geben müſſen) — dieſe Menſchen fühlten ſich durch unzeitigen Patriotism, oder ein anderes unächtes Prinzip aufgefordert, Shakſpear's Sache zu verfechten. Da ſie es ſelbſt niemals vermochten, ihr Weſen in eine Einheit zu verſammeln, ſo war es ſehr natürlich, daſs auch Shakſpears erhabene Einheit vor ihnen verborgen blieb. — Um indeſs loben zu können, riſſen ſie auf gut Glück irgend eine Einzelnheit aus dem groſsen harmoniſchen Ganzen heraus, und beſchauten ſie mit der Lorgnette der modernſten Modernität. Bei dem Hamlet beſahen ſie (ich komme faſt in Verſuchung zu ſagen: beſochen ſie) die Monologe, beim Othello die Art, wie die wütende Eiferſucht ſo natürlich (??) geſchildert, beim Lear bewunderten ſie Shakſpears Menſchenkenntniſs, der die geheimſten Abſtufungen des Wahnſinns ſo ganz durchſchauen konnte, ſo daſs ſie faſt ſchlieſsen muſsten, er habe ſich die Mühe nicht verdrieſsen laſſen, in allen Tollhäuſern deshalb Erkundigungen einzuziehen. Beim Cäſar nahmen ſie die Rede des Antonius, und ſtaunten die Rhetorik des Dichters an. — Will man nun aber auch wirklich einmal zugeben, daſs man irgend eine ſolche Einzelnheit bewundern dürfe, wenn man es durchaus nicht laſſen kann, ſo darf man doch wenigſtens verlangen, daſs man auf den Charakter Rückſicht nehme, der hier redet. Es iſt Antonius, ein Mann, der ſich

nicht wohl in dem engen Raum eines Fragments charakterisiren läfst. Ich will nur von ihm bemerken, (was indefs bei weitem nicht erschöpft) dafs er ein höchst gewandter und geschmeidiger Epikuräer sey.

(Sehn! Mark Anton! der lange schwärmt des Nachts
Ist doch schon auf. — S. Schlegel S. 61.)

Er hat eine solche Herrschaft über sich, dafs er ihm selbst gleich nach dem gräfslichen Falle Cäsars, der ihm Alles ist, doch noch möglich ist, seinen Diener sagen zu lassen:

So, Brutus, liefs mich mein Gebieter knie'n,
So hiefs Antonius mich niederfallen,
Und tief im Staube hiefs er so mich reden:
Brutus ist edel, tapfer, weis', und redlich.
Cäsar war grofs, kühn, königlich und günstig.
Sprich: Brutus lieb' ich, und ich ehr' ihn auch.
Sprich: Cäsarn fürchtet' ich, ehrt' ihn und liebt' ihn.
(S. 75)

Ein Mann, der so reden kann, mufste allerdings gerade so und nicht anders in der nachfolgenden berühmten Rede auftreten. Allein eben deshalb kann und darf jene Oration kein Meisterstück ächter Beredtsamkeit sein, weil sonst Antonius aus seinem Charakter fallen würde, der so höchst weise und besonnen von Shakspear angelegt war. Und, meines Wissens, hat noch Niemand den Muth gehabt, den Shakspear anzuklagen, er habe irgend einen Charakter nicht treu und rein durchgeführt. Dieser offenbart sich auch ganz besonders S. 76 ff. — Wie wird nun ein solcher Mann zum Volke reden müssen? In ruhiger Kürze, gediegener Einfachheit? Keinesweges; sondern vielmehr künstlich, blumig, prunkvoll. Er ist nicht beredsam, aber er vermag zu überreden. Dies erzwingt er auch durch Antithesen und Wendungen, wie folgende:

Ihr liebtet all' ihn einſt, nicht ohne Grund:
Was für ein Grund wehrt euch, um ihn zu trauern?
O Urtheil, du entflohſt zum blöden Vieh,
Der Menſch ward unvernünftig! — Habt Geduld!
Mein Herz iſt in dem Sarge hier beim Cäſar,
Und ich muſs ſchweigen, bis es mir zurükkommt.

Es iſt ein lächerliches und höchſt unbedeutendes, misverſtandnes Beſorgnis, daſs Streitigkeiten den Gelehrten bei dem Nichtgelehrten verhaſst machen müſſen. Sich ſeiner Sache annehmen, wenn er nach redlichem Streben ſich ihrer als der gerechten bewuſst iſt, iſt jedes Mannes Pflicht, der es überhaupt ernſt meint mit ſich und andern; entgegenzuſtreben ſo kräftig als er kann, wenn offenbare, anerkannte Unlauterkeit und Unwiſſenheit ſich widerſetzen, verlangt die Konſequenz des Handelns und die gute Sache, die er nie aufgeben darf, ſo oft ihm auch alles misglücke. Frechheit, Unwiſſenheit und Unverſchämtheit bei ihren Namen zu nennen, wenn es gilt, ziemt teutſcher, ernſter Geradheit, die nie mit Zweizüngelei umgehen ſollte. Vernünftige Gründe hingeben, und ſanft ins Gemüth ſchieben wollen, iſt eine überflüſsige, nichts frommende Mühe, wenn weder Gemüth noch Vernunft da iſt. Hier bleibt nichts übrig, als in Feigheit vergraben ſich necken zu laſſen, oder muthig zu ſchütteln und zu rüttelſt, bis der Unverſtand in ſeiner Ohnmacht dahinſinkt. Wer anders denkt, deſſen Urtheil darf den Gelehrten gar nicht kümmern; denn indem jener ſo denkt, tritt er auf jene Seite, die ewig und durchaus die entgegengeſetzte ſein und bleiben muſs, und nichts aufzuweiſen hat, was ein lauteres Gemüth zu ihr hinüberlocken könnte. Oder ſoll etwa der Nichtgelehrte durch unzeitige Seufzer den Streit zwi-

schen Gelehrten schlichten dürfen? *Ne sutor ultra crepidam!*

„Ich sage nunmehr laut," heißt es in der Schrift meines Freundes, der in diesen Fragmenten wol auch erwähnt wird, „ein Mädchen kann ohne Mann wohl zur Religion, aber nicht zu Gott kommen, wie der Mann ohne Weib wol zu einer Philosophie, aber nicht zu sich selbst. Denn behaupt' ich nicht sogar dies: wenn die Weiber Teleologinnen werden, so sehen sie Gott durch die Natur, der Mann die Natur durch Gott, und dies kommt, sag' ich, weil das Göttliche im Weibe menschlicher sein kann, und das Menschliche göttlicher; daher ihnen die Erde nie so klein, und der Himmel nie so groß wird, wie dem Manne." Hier bleiben meine Worte aus; denn auf jeden Fall sind sie unnütz.

Unter der Menge von bedeutungslosen Ohnmachten, die man Romane nennt, stoße ich zufällig auf die Geheimnisse des Menschenlebens von Friedrich Frei. Unstreitig athmen die beiden Erzählungen wo nicht Kraft, doch Lebendigkeit, und enthalten manche sehr zu beherzigende Bemerkung, wie über das Familiengemälde S. 62. f. Nur fällt hier eine Monotonie auf, woraus man wie aus der Kraft und dem Wohllaute des Styls schließen könnte, daß der Verf. des Raphael von Salvatara derselbe sei. Sie liegt aber darin, daß alle seine Helden dem Misklange des rohen Lebens, der Außenwelt, eine Harmonie der innern abzuringen, und abzuquälen suchen, meist aber durch das Medium des Schicksals, das sich oft etwas zu materiell, wohl auch grell zeigt, in ihrem Streben plötzlich gehemmt und abgeschnitten werden. Wenn Harmonie, (wohlverstanden kann

man es auch Freiheit nennen) als Product und Producirendes in Einem Poetie ausmacht, ſo iſt freilich in dieſen Erzählungen die Aufgabe nicht gelöſ't, und das Ende der erſten Erzählung dürfte eher eine gewaltſame Beſchwichtigung, als eine wahre Inſtanz der Beruhigung heiſsen.

„Jeder hat," ſagt Leſſing, „ſeinen eignen Styl, wie ſeine eigne Naſe, und es iſt lächerlich, einem blanken Stahle zuzuſchreiben, was man eigentlich einem ſcharfen zuſchreiben ſollte." Dieſe Bemerkung gilt, dünkt mich, auch für das Sprachwerk jedes Syſtems, d. i. für ſeine Terminologie. Warum ſoll denn nicht eine fruchtbare, körnige Kürze ſich in einem fremden Worte ausſprechen, das ſich vorfindet? beſonders da man ſo oft den Vortheil hat, auf eine eindringlichere und minder zurückſtoſsende Art zu dem Reſultate der Unterſuchung gleichſam bei der Hand zu führen. Dazu kommt, daſs der Philoſoph ſtets Herr und Meiſter des Sprachgebrauchs iſt, mithin es ſich gar wohl erlauben darf, auch den Sinn mancher in einem vorigen Syſteme gebräuchlichen Wörter nach anderweitigen Gründen zu beſtimmen, und zu verlangen, daſs man die Worte in dieſem Sinne nehme. Es iſt demnach allerdings lächerlich, wenn die philoſophiſchen Maulwürfe gegen Syſteme Fichte's dieſe Terminologie zum Vorwurfe machen, von Bombaſt ſprechen, und von ihm verlangen, er ſolle doch ſein bei der hergebrachten Bedeutung der alten Wörter bleiben, welches in der That nichts anders iſt, als bitten, er möge doch ja nicht den alten Schlendrian verlaſſen, oder, wenn es denn nun einmal nicht anders ſein ſollte, das philoſophiſche Invalidencorps wenigſtens nicht in Athem ſetzen. Jedes neue, erſt entdeckte Reſultat iſt ein neugebornes Kind, das der Vater taufen kann,

wie er will, und wenn er auch auf die Pathen gar keine Rücksicht nähme. Auch fürchte doch ja niemand, dafs der Idealismus namentlich in und mit diesen Formeln verschwimmen werde; wenn nur diese Philosophie so tief in den Menschen wird eingegriffen haben, als sie aus demselben heraus gegriffen ist, so wird von Formeln u. dergl. gar nicht mehr die Rede sein.

Mit den Horen ging Deutschland ein schöneres Licht auf, das hell in das Gebiete des Schönen und Wahren leuchtete, und hier, wie die Einleitung sagt, die durch das Interesse der Gegenwart eingeengten und zerstreuten Gemüther befreite und veremte. Noch ist keine Zeitschrift erschienen, die dieses Namens so würdig gewesen wäre, als diese, indem jede zwar auch den Zeitengeist benützt, und aufgefafst, obwohl nicht so mächtig umfafst, mehr aber zum Nachtheil der Welt, als zum Vortheil. Es wurde durch sie begreiflich, dafs es wirklich eine Wissenschaft des Schönen gebe, welchen Gang sie nehmen müsse, und dafs nur sie den Menschen zum Menschen mache. Nur wenige haben den hohen Sinn, und die grofse Bedeutung dieser Schrift gefafst; und was, seitdem sie durch die Werke der Finsternis untergegangen, in ihrem Geiste, nur lauter, minder anmuthig und anspruchlos, gesagt worden ist, hat die Söhne der Nacht erbittert, weil es ihre Vernichtung galt. Möchte doch der unerschrockne, unerschütterliche Güte, den ich so kindlich liebe und ehre, auf seinem grofsen Gange bald auch in das Gebiet schreiten, und die volle Klarheit des Tages darüber heraufführen!

Es ist Verächtlichkeit, den Kunstsinn des Griechen nicht zu kennen; aber den unbekannten zu

schmähen, ist eine Nichtswürdigkeit, ein Frevel, den ich mit keinem Worte zu bezeichnen weiss. Er wird aber begangen.

Was das wahre Verdienst in Teutschland zu erwarten habe, läst sich klar an Lessing allein zeigen. Es kann hier nur von der Masse die Rede sein, nicht von den wenigen, die mit besonnener Achtung und Ehrfurcht diesen Namen aussprechen. Was hat denn nun diese Masse von jeher in Beziehung auf ihn gethan? Sie hat ihn verfolgt und verketzert, ihn misverstanden, und misdeutet, seinen ehrwürdigen Namen bis zur Lästerung gemishandelt. Ich erinnere an den Hauptpastor Götze, an die Mährchen, die damals und späterhin verbreitet wurden, und an den frömmelnden Blödsinn des gleichzeitigen Pöbels, der ihn bekanntlich mit einer Art von religiöser Lichtscheu ansah. Wie manchem Theologen gilt er noch jetzt als ein Verirrter und Ketzer, der in Sachen des Glaubens vorlaut frevelte! Ferner, was behaupten Nicolai und Konsorten im Felde der Kritik, oder vielmehr in ihrer aesthetischen Tischler- und Drechslerwerkstatt, es sei auch noch so abgeschmackt, ohne Lessings Auktorität anzuführen? und wie oft hat dieser redliche scharfsinnige Mann Sophisterei, Sprünge, paradoxe Launen, und launige Paradoxien sich vorwerfen lassen müssen, wenn er gleich hundertmal dazwischen rief: es ist mein Ernst, und hier sind meine Gründe! So kennt man in Teutschland seine Leute! — Allerdings stand Lessing auf der Höhe seines Zeitalters. Sein klarer, richtiger Verstand, sein konsequenter Scharfsinn, sein unendlicher Sinn für Wahrheit, und seine gründliche Gelehrsamkeit zusammengenommen, bestimmen den Styl seiner Bildung, jenen grosartigen systematischen Ernst, der das Feld der Kunst mit ernsthafter Uebereilung ab-

maas und begrenzte, sich kräftig im Spinozismus koncentrirte, und zur abgeschlossnen Einheit beschwichtigte, vielleicht beruhigte. Um dies Urtheil richtig zu finden, darf man nur seine frühern dramaturgischen Schriften, wo er sich selbst oft überspringt, mit den spätern vergleichen, wo er mit unwankelbarer Festigkeit einherschreitet; darf man nur sein Fortschreiten von Leibniz zu Spinoza gehörig erwägen. Es ergiebt sich aus der aufgestellten Charakteristik, warum Lessing nicht Dichter, sage Dichter, werden konnte; und es würde unbegreiflich sein, wie man dies seinem aufrichtigen, ausdrücklichen Geständnisse nicht glauben, vielmehr jeden, der es behauptet, anfeinden, und für einen anmaafsenden Schwätzer halten könne, wenn man nicht dasselbe in Rücksicht auf Kants Kritik d. r. V. erlebt hätte, die trotz seiner Erinnerung niemand für blofse Propädeutik halten wollte. Ueber dies kann man es auch jetzt an den Recensionen philosophischer Schriften, besonders in der A. L. Z. und der A. T. B. sehen, wie die gröfste Klarheit sich von der schaalsten Verworrenheit vorwerfen lassen mufs, sie verstehe sich selbst nicht, und sage baaren Unsinn.

Es ist ein sehr verbrauchter Kunstgriff von lauter Jämmerlichkeit, das sichtbare unendliche Uebergewicht Friedrich Schlegels unbemerkbar zu machen, wenn man ihm unter andern auch Mangel an reellen Kenntnissen und hochfahrendem Uebermuth vorwirft. Wahrlich! die Poesie der Teutschen ist noch nie so gründlich und so ächt menschlich gewürdigt worden, als von ihm. Aus einer so ausgeführten Parallele griechischer und teutscher Poesie solche Resultate zu ziehen, wie er es gethan hat, erfoderte soviel klare Tiefe, als überhaupt Humanität.

Es ist seit einiger Zeit wieder so ungemein viel von der Erfahrung gesprochen worden, so dafs sich wohl die Mühe belohnen dürfte, dem Dinge einmal auf die Spur zu kommen.

Nach Kant — (gewisse Personen sagen auch wol: Herr Kant) — ist die Erfahrung „eine objektive, d. h. allgemeingültige und nothwendige Erkenntnifs gegebener Gegenstände (Erscheinungen) oder: die Vorstellung der Wahrnehmungen in einem gesetzmäfsigen, nothwendig bestimmten Zusammenhange; Erkenntnifs durch verknüpfte Wahrnehmung; Verbindung der sinnlichen Vorstellungen nach der Vorstellung gewisser Gesetze." — Nach dieser scharfsinnigen Erklärung fügt er noch folgende vier Erfordernisse hinzu:

1) Empfindung mit Bewufstsein verbunden, d. h. empirische Anschauung; Wahrnehmung, perceptio u. s. w.

2) Verbindung dieser zerstreuten, mannigfaltigen Eindrücke zu einem Bilde; diese geschieht durch eine Funktion der Einbildungskraft.

3) Logische Verknüpfung der Wahrnehmungen in einem denkenden Subjekte zu einem Urtheil; eine Funktion des Verstandes u. s. w. (subjektiv-synthetisch, Wahrnehmungsurtheil.)

4) Etwas, wodurch Nothwendigkeit und Allgemeinheit dieses Urtheils bestimmt und dasselbe objektivsynthetisch, ein Erfahrungsurtheil wird, welches die Natur eines Gegenstandes kennen lehrt. Dieses erfordert einen Verstandesbegriff z. B. der Caussalität, der zum Wahrnehmungsurtheil hinzukommt. — — — Die Nothwendigkeit der Verknüpfung im Urtheile ist die eigentliche Form der Erfahrung im engern Sinne, denn in weitläufiger Bedeutung läfst sich auch die Form des reinen Anschauens, so wie überhaupt alles, was zur Verbindung des sinnlichen Stoffs dient, dazu rechnen." —

Ich kann unmöglich diesem strengen, harten Manne weiter folgen. — „Einbildungskraft — logische Verknüpfung — denkendes Subjekt!“ — Guter Himmel! und solche Wesen wie Nicolai, — reden noch immer von ihrer Erfahrung! — Doch sind ich es selbst grausam, dass Kant diesem armen Manne nun auch noch diesen letzten Schlupfwinkel versperrt, wohin sich seine irritirte Beschränktheit flüchtete.

Auch Jean Pauls Humor ist oft unächt, Um den Spass als Spass ist es ihm doch kein rechter Ernst (fast sollte man in dieser Beziehung sagen: kein rechter Spass —) er will zuweilen wol gar — bessern, vor welcher Wuth der liebe Himmel jeden rechtlichen *Dichter* bewahren möge. Auch hat sehr oft sein Scherz nicht den Ernst zur Antithese, sondern die Wehmuth, oder Weichlichkeit, oder sonst etwas Unächtes. Es ist, als verhalte er Thränen, und scherze nur auf gut Glück und ins Blaue hinein, um es sich nicht merken zu lassen. — — Doch ist es nicht zu läugnen, dass, besonders im Siebenkees auch viel ächter Witz und genialer Humor sich finde. — Von seinem Titan und dem keinesweges komischen, sondern wahrhaft traurigen Anhang kann gar die Rede nicht sein, besonders da er leider selbst nur allzuviel davon geredet hat.

Es ist noch weit unbesonnener, einen Menschen nach einer einzelnen Handlung, als ein Buch nach einem einzelnen Blatte zu beurtheilen.

Alle Aesthetiken tappen noch immer im Finstern über den Begriff des Erhabenen. Ohne das Vermögen, sich zu einer objektiven Betrachtung zu erheben, gab man nur immer darauf Achtung, was für

eine Wirkung der Gegenſtand A auf das Subjekt B machte. Wenn dieſer B in angenehmer ruhiger Betrachtung verweilte, ſo nannte man A bloſs (?) ſchön; ging indeſs dieſe ſtille Contemplation in eine mit der Beurtheilung des Gegenſtandes verbundne Bewegung über, ſchrie er z. B. lauf auf, und ſprach er dabei von Gottes Gröſse und Allmacht, ſo war das Ding nicht mehr bloſs ſchön, ſondern erhaben, welches man beſonders dann mit Kühnheit behauptete, wenn es die gleichorganiſirten Herrn C — Z. gleichfalls geäuſsert hatten, wodurch denn natürlich jeder Zweifel gehoben wurde.

Auch Kant — ich darf das trotz der innigſten Verehrung, die ich gegen ſeine Verdienſte hege, ſagen — hat viel dazu beigetragen, dieſe Irrthümer zu unterſtützen, indem er ſie — ſeltſam genug! — in ein Syſtem brachte. — „Erhaben nennen wir überhaupt das, was ſchlechthin groſs, was über alle Vergleichung groſs, mit welchen in Vergleichung alles andere klein iſt" — (wie war es dieſem wahrhaft groſsen Manne möglich, ſolche vage Gemeinſprüche über die Idee der Gröſse zu ſagen?) — „was alſo auch nur zu denken ein Vermögen des Gemüths beweiſt, das jeden Maasſtab der Sinne übertrifft; was durch ſeinen Widerſtand gegen das Intereſſe der Sinne unmittelbar gefällt; ein Gegenſtand, deſſen Vorſtellung das Gemüth beſtimmt, ſich die Unerreichbarkeit der Natur als Darſtellung von Ideen zu denken" — (S. Kants Kritik der Urtheilskraft, 1790. S. 79.) — Man ſieht, daſs hier noch gar nicht von der Concentration des geſammten Innern als nothwendig zur Auffaſſung des Schönen (und Erhabenen) die Rede iſt. Denn er theilt ſogar das Erhabene ein in das mathematiſch-erhabene, und dynamiſch-erhabene, und beſtimmt für das erſte das Erkenntniſsvermögen, und für das zweite das Begehrungsvermögen. (S. 100 ff.) —

Schelling ist der erste, der den Begriff des Erhabenen in seinem System des transscendentalen Idealism entwickelt hat. — — Es wird mir sonst nicht schwer, über die Kälte und Vornehmheit zu lächeln, mit der die Teutschen ihre Meisterwerke aufnehmen, doch muss ich gestehen, dass mir hier das Lächeln nicht gelingen will, weil sich noch eine andere Empfindung dazu gesellt, die ich nicht nennen mag.

Es ist bereits von dem erhabenen Ziel der Griechischen Tragödie: der Beruhigung, geredet worden. Sie ist auch in andrer Hinsicht nicht unerreichbar für uns. Ich erinnere nur an den Schluss von A. W. Schlegels Romanze, Arion:

Er lebet noch, der Töne Meister,
Der Sänger steht in heiliger Hut.
„Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut,
Fern möget ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren;
Nie labe Schönes euern Muth.“

(S. Schlegels Gedichte. S. 102.) — In diese ruhige Verachtung des Künstlers gegen die Gemeinheit mischt sich ein so lieblich nachklingender Wohllaut, dass das Ganze nicht schöner und bestimmter begränzt werden konnte. — —

Grosse Menschen und grosse Dichter haben immer eine Menge Freunde. Allein, wer weiss, ob es nicht gut wäre, wenn sie sich zuweilen an Chamforts Worte erinnerten: J'ai trois sortes d'amis; mes amis qui m'aiment, mais amis qui ne se soucient pas du tout de moi, et mes amis qui me detestent.

Nichts ist so schneidend, als wenn man durch eine interessante Gemälde-Gallerie von einem geschmacklosen Cicerone geführt wird. Und doch ist hier leider nur zu oft die Nothwendigkeit der Ergebung vorhanden, wenn man nicht auf die Ansicht der Gemälde selbst Verzicht thun will. — Ich darf nur z. B. an Lessings Leben erinnern, welches sein Bruder beschrieben hat. Die Xenien scheinen mir aber doch wol die ganze Sache zu ernsthaft zu nehmen, wenn sie sagen:

„Edler Schatten, du zürnst? — Ja über den lieblosen Bruder,
Der mein modernd Gebein nicht mehr in Frieden läßt ruhn."

Können die Schatten noch von einem Gefühl ergriffen werden, so war es gewiß nicht das Gefühl des Zorns, von welchem Lessing bewegt wurde, als er sein Leben von seinem Bruder dargestellt sehen mußte, sondern das — des Ekels.

Wäre nicht jede Beschränktheit schon an und für sich inkonsequent, so müßte es allerdings befremden, daß alle die armen Wichte, die jetzt in ohnmächtiger Wuth gegen die Schlegel und Tiek einherfahren, nicht einmal die Kraft haben, ihrer Rolle treu zu bleiben. Zuweilen fingiren sie eine recht vornehme Verachtung, sagen laut, sie wollten nun gar nichts mehr mit diesen Männern zu thun haben, und oft vergessen sie sich schon wieder in der nächsten Minute. So z. B. der Recensent in der A. L. Z. bei dem albernen Gewäsch über Wilhelm Meister. (Man wird diesen Ausdruck noch viel zu gelinde finden, wenn man sich überwunden hat, diese Pseudokritik über ein Werk, das wol für alle Zeiten einzig dastehen wird, — durchzulesen. — Procul, o procul este profani! — Favete linguis!) —

Noch jämmerlicher treiben es die Recenſenten an der Allg. Teutſchen Bibl., dieſem Sammelplatze feiger und feiſter Naturen, dickleibiger, breitgetretener Gemeinheit, und bis zur Vollendung concentrirter Stupidität. — Nur A. W. Schlegel iſt zu beklagen; denn hie und da verbeugt ſich noch ein ſolcher Kritiker vor ihm, dahingegen Tieck ſo glücklich iſt, von dieſem Gelichter ſo plump als möglich angeklafft zu werden. Hr. Nicolai ſchlage doch einmal den Don Karlos nach, wo die Antikritik in den Worten zu finden iſt: „Die Splitter ſeines Geiſtes hätten Sie zum Gott gemacht.“ —

Ueberhaupt iſt die Anfeindung des tranſcendentalen Idealism, der neuern Aeſthetik u. ſ. w. durchaus bei dieſer Race zur fixen Idee geworden, und mit ſolchen fixen Ideen iſt wahrhaftig nicht zu ſcherzen, da bekanntlich die Erfahrung lehrt, daſs oft ein komplettes Delirium daraus hervorgegangen iſt. — Und das ſollte mir doch in der That recht leid thun, weil ich ſelbſt mir noch ſo manchen Spaſs mit dieſen Menſchen verſpreche, der mit einem Male verloren gehen würde, wenn ſie plötzlich ins Delirium geriethen, da doch nun einmal eine ſtrenge Moral verbietet, mit Menſchen Scherz zu treiben, die völlig mente capti ſind. — Nein, der Himmel laſſe ihnen immer noch ihr halbes Quentchen Hirn, damit ſie noch ferner den unphiloſophiſchen Theer und antipoetiſchen Lehm bearbeiten können. Es giebt, wie ſchon bemerkt worden iſt, des Lächerlichen nicht allzuviel unter uns. —

Bei allem dem iſt es ſo ſchon ärgerlich genug, daſs die Gegner der neuern Aeſthetik nicht wenigſtens etwas witzig ſind! — Da geht alles ſo ſtumpf,

so plump, so matt, so breit bei diesen Gegnern zu, dass es wirklich leicht kommen kann, man verliert die Lust, sich mit diesen Creaturen weiter zu befassen. — Wie gesagt, es ist ärgerlich! — Wie manche Gelegenheit lassen sie vorbeigehen, wo sie witzig und satirisch sein könnten. — Warum benutzte man nicht z. B. die vertrauten Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde, und suchte ihre Ueberschwenglichkeit zu persifflliren? oder, da man doch nun die Lucinde selbst nicht begreifen kann, warum schrieb man nicht aus Spott vertraute Briefe über irgend ein schlechtes Produkt? Am besten thäte man, wenn man ein Buch dazu wählte, das durch und durch den Stempel der Jämmerlichkeit trägt, etwa den dicken Mann, oder den Gundibert. — Warum benutzt man nicht Bernhardis gelehrte Gesellschaft, (Bambocciaden, Th. III.) um sie durch die Zeichnung einer neuern zu persifflliren? — Es ist ein Jammer, wenn die Gegner so matt sind, dass sie sich die Einfälle von ihren Feinden müssen zusagen lassen! — —

Das Einzige, was sich gegen Tieks Genoveva mit Recht einwenden lässt, ist: dass sie — deutsch geschrieben ist. — Hier war die Italienische Sprache fast nothwendig.

---

* Der Beurtheiler oder vielmehr Lobredner von Schillers Wallenstein in den Jahrbüchern der Preussischen Monarchie (1799) ist naiv genug, zu meinen, dass, wenn man den Verfasser der Räuber einst den deutschen Aeschylus genannt habe, dem Dichter des Wallenstein der Name des deutschen Euripides gebühre. — Seltsam verfehlte Steigerung! — Damals, war Schiller noch lange kein

Aeſchylus, und jetzt iſt er wol etwas mehr als Euripides.

Wie die hölzernen Puppen in Franzöſiſchen Gärten ſich zu den Statuen eines Phidias und Praxiteles verhalten, ſo verhält ſich Herrn Stampeels Aglaja zu der Griechiſchen Aglaja.

Es iſt ſeltſam, daſs man gewiſſe Heidniſche Götter und Perſonen noch ſo ganz in Ruhe gelaſſen hat, da ſie ſich doch ungleich beſſer für manche Journale und Zeitſchriften paſſen würden, als die Namen: Apollo, Merkur, Eunomia. — Für den Merkur würde ich unmaafsgeblich den Titel: Vulkan, und für die Eunomia den Marſyas vorſchlagen, denn ſo Gott will, wird ihm der Kronos wol das Fell über die Ohren ziehen.

Nur mit einem diamantenen Schlüſſel öffnet man in den Feenmährchen die diamantenen Schlöſſer. — Eine ſo einfache Allegorie, daſs man nicht denken ſollte, ſie könne misverſtanden werden. Und doch verſucht es Jean Paul mit einem bleiernen Schlüſſel, das Fichtiſche Heiligthum aufzuſchlieſsen! Es darf uns daher gar nicht verwundern, wenn er ihm zerbrochen vor die Füſse fällt.

Man darf das ganz Evidente, worüber in dem kleinen Zirkel gebildeter Menſchen längſt ſchon nur eine Stimme herrſcht, man darf das ganz Klare und Augenſcheinliche nur kurz und bündig und mit kräftigen Worten ausſprechen, um bei dem dichtgedrängten Haufen ein dummes Staunen oder pöbel-

haftes Wüthen zu veranlaſſen. So ging es zum Beiſpiel mit dem verrufenen Satz in Schlegels Fragmenten:

„Die Franzöſiſche Revolution, Fichte's Wiſſenſchaftslehre und Gothe's Meiſter, ſind die drei groſsen Tendenzen des Jahrhunderts.“

— Hätte man es erwarten ſollen, daſs man gegen dieſen Gemeinſpruch — denn mehr iſt er wahrlich nicht, da er eine längſt anerkannte Wahrheit enthält, die freilich nicht oft genug wiederholt werden kann — hätte man es fürchten ſollen, daſs man gegen dieſen faſt ſchon abgeſtandenen Satz wüthen würde?

Unter den Schriftſtellern, welche G. A. Wagner in ſeiner Ausgabe von Euripides Alceſte anführt, welche daſſelbe Sujet mit dem Griechen bearbeiteten, iſt auch der bekannte Franzöſiſche Dramenverfertiger Quinault. — *Itaque Pluto*, (ſo heiſst es S. 31.) *severus ille et morosus, teneerrimo Herculis amore commotus, permittit, ut redeat in vitam Alcestis, quae quantopere se obstrictam sentiat adeo beneficio de se merito, facile patet. Redeunt igitur solemni matrimonii vinculo mox jungendi, ut valere jubeant Admetum. Et hic quidem, tali dolore impar ferendo, facit quod in tali rerum conditione optimum videbatur — aufugit. Sed Hercules, scurra versutissimus, eum retinet, affirmans, se nolle in matrimonium ducere, quem Admeto sponte reddat. Ita enim heros:*

Non, non, vous ne devez pas croire,
Qu'un vainqueur des tyrans, soit tyran à son tour
Sur l'enfer, fut la mort j'emporte la victoire,
Il me manquoit plus à ma gloire
Que de triompher de l'amour, —

Impertii lectoribus eo lubentius hoc argumentum, quo certius aguturos eos intelligerem perfectum exemplar compositum ad theoriam dramatis melici a critico quodam Francogallo propositam. —

Man kann als ausgemacht annehmen, dafs bei solchen Stellen, besonders, wenn sie der Schauspieler mit Anstand vorträgt, ein ganzes Pariser Parterr in Thränen zerfliefst, oder sein erhabenes Gefühl durch Krönung des Dichters an den Mann bringt.

„Caeterum an Euripides rectius fuerit versaturus, si Admetum finxisset ignarum ejus rei, quis tandem mortem pro se susceperit, ita ut Alcestin tandem agnosceret, atque adeo fabula implicita magis redderetur; et an Racinius, ita ea constructa, omnes omnino Euripideae virtutes non tantum exhibere, sed vel augere potuerit, aliis diiudicandum relinquo, quippe qui partim nolim sensum meum, *qui abhorret fortasse a sensu Gallorum*, obtrudere alus, partim nolim sic occupare judicium quod quemvis mecum de Quinaulti Alcestide laturum esse confido", (— S. 26. —)

In der That, es mufs einem jeden Leser von Geschmack Freude machen, dafs immer mehrere Männer auftreten, die der bettelstolzen Hausarmuth der französischen Bühne, die uns schon mit so manchem ästhetischen Mondkalbe versehen hat, die letzten übergrmissten Fetzen abreifsen, mit denen sie prangen möchte, und den teutschen Dichter nur an Griechen und Römer, und — an sich selbst und seine eigne Kraft verweisen.

Das Erste und Hauptsächlichste, wonach ein junger Dichter unsrer Zeit zu streben hat, ist der Hafs des gröfseren Publikums. Es gehört viel Consequenz und Kraft dazu. — Fr. Schlegel hat

ihn glücklich errungen. Man darf sich nicht dadurch irre machen lassen, dass dieser blinde Haufen von Verachtung redet, mit der er ihn betrachte. — Das ist indess bereits so oft vorgegeben worden, dass sich kein gebildeter Mensch mehr dadurch täuschen lassen wird. Der Haufe wüthet und tobt, und je grimmiger und schnaubender er rast, desto weniger will er es gehabt haben. Er ist aus lauter Inkonsequenzen zusammengesetzt, und die vollendete Selbstständigkeit erscheint ihm in seinen süssen Träumen als unchristlicher Trotz, und frevelhafter Hochmuth.

Wollte man den Zustand der neuern Litteratur, mit einigen Hyperbeln und tragischen Figuren schildern, so dürfte man nur die Worte der Megära im ersten Auftritt von Seneca's Thyestes anführen.

Geritur omni scelere, et alterna vice
Stringantur enses; ne sit irarum modus,
Pudorve, mentes coecus instiget furor!
Rabies parentum duret, et longum nefas
Ea in nepotes, nec sacet cuiquam vetus
Odisse crimen, semper oriatur novum.
Nec unum in uno: dumque punitur scelus,
Crescat, superbis fratribus regna excidant,
Repetantque profugos: dubia violentae domus
Fortuna reges inter incertos labet,
Miser ex potente fiat, ex misero potens;
Fluctuque regnum esus assiduo ferat.

Der ohnmächtige Ingrimm der Berliner Kloakenaufseher, Nicolai und Kompagnie, hat noch neulich bei Gelegenheit der Schadischen Darstellung des Fichtischen Systems in einer krampfigen Zuckung sich geäussert, wie auch in ei-

nem Entzweiungsverſuche, dieſem jetzt immer mehr überhandnehmenden Mittel der Gemeinheit, ſich geltend zu machen. Man müſste in der That die ſchnöde frevelhafte Luſt haben, ſich zu erniedrigen, wenn man auf den dort unter Zahlen gebrachten Unverſtand auch nur eine Zeile erwiedern ſollte. Aber nicht fruchtlos dürfte es ſein, über die neuen Ausfälle auf den biedern Fichte etwas zu ſagen. Es wird nämlich bemerkt, daſs der Mann ſich ſehr geirrt habe, indem er ſeinen Hörſaal zu Jena für die Welt angeſehen, daſs dieſer Irrthum wohl bald ſchwinden werde, indem jetzt niemand in Berlin ihn bemerke, und er ſich durch ſeinen geſchloſſenen Handelsſtaat bei jedem Vernünftigen lächerlich gemacht habe. Man dürfte fragen, wie dieſe Klätſcherei in eine Anzeige des Schad'ſchen Werks komme, wenn man nicht voraus wüſste, daſs nur ein grinſendes Zähnefletſchen die Antwort ſein könnte, die man darauf erhielt. Und was will denn nun dieſe Klätſcherei? Daſs Fichte, um die Reſultate ſeiner Forſchungen bekannter und nützlicher zu machen, ſich an die noch freien, noch nicht abgeſtorbenen Gemüther der Jünglinge wendete, die noch eben ſo viel Zeit als Kraft hatten, mit ihm zu wirken, wenn ſie ſich für die Wiſſenſchaft intereſſiren könnten, nicht aber an die zähen, im Zeitenlaufe verſteinerten Köpfe und Herzen, die ſich nicht einmal auf dem Papiere von Zeile zu Zeile fortwälzen können, ſondern gleich bleiſchwer auffallen, lag ſchon in dem Geiſt und der Grundlage ſeiner wiſſenſchaftlichen Bemühungen. Wer ſich für dieſe Wiſſenſchaft nicht gewinnen läſst, der Grund liege auch, worin er wolle, an dem hat ſie nichts verloren, und man kann ganz ruhig abwarten, bis ein guter Kopf nach dem andern auf ſeinem Gange nothwendig dahin geführt wird, wie es noch neulich geſchehen; indem einer davon hundert ſolche

Fleiſchmaſchinen aufwiegt. Die Männer, von welchen Fichte bemerkt werden möchte, wenn es ihm um das Bemerktwerden zu thun wäre, haben ihn ſicherlich alle ſchon bemerkt; und ſo wird er es gewiſs gar nicht bemerken, wenn der literariſche Pöbel von Berlin mit Knirſchen nach ihm hingafft, und dabei ausruft: „Sieh! wir bemerken dich nicht!“ O all' ihr gallſüchtigen, verdienſtloſen Ungeiſter, wer müſste ſich nicht tief im innerſten Gemüthe gekränkt fühlen, den ihr merken könntet! es wäre der unwiderlegbarſte Beweis ſeiner Verächtlichkeit. Tobt nur immerhin, und ſchreit laut durch die Strafsen: Vernunft, Vernunft! was in eurem Munde zur Gotteslästerung wird; die Zeit, die euch gebahr, wird euch ſchon abfodern. Denn ihr ſeid Erde und müſst zur Erde werden; dies iſt das Emblem eures Lebens, das überhaupt nur ein mislungner Verſuch da zu ſein iſt.

Wem es um ſeine Bildung Ernſt iſt, das heiſst, wer ſich in ſeiner Geſammtheit zu entwickeln ſtrebt, findet früher oder ſpäter einen Punkt, den er ſchon lange dunkel ahndete, womit ſeines Daſeins Kreis für alle Ewigkeit abgeſchloſſen, von dem aus aber dieſer Kreis ins Unendliche erweitert wird. Das Geſetz, auf deſſen Erfüllung jenes Streben dringt, iſt nur höhern Naturen klar und deutlich; und die Forderungen und Anſprüche der intellektuellen Natur dem rohen Andrang und der Anmaaſung der Realität aufopfern müſſen, wenn dies anders denkbar wäre, würde nichts anders ſeyn, als die Menſchheit in ihrer ſchönſten Blüthe zerpflücken. Der Jüngling iſt hochbeglückt, der in dem reinen Wechſelverhältniſs der Liebe jenen Punkt findet. Er ſchwebt in ſeines Innern Mitte mit lieblicher Beſchauung; für ihn iſt auch nicht einmal eine Ahn-

dung einer andern Realität, als dieſer einzigen aus ſeiner tiefſten Fülle hervorgerufenen und geſchaffenen, die ihn, wie ein proteusähnlicher Repräſentant ſeiner Gottlichkeit, immer leiſe und heil und klar umſchwebt. Ihn umfliefst, mit dem Dichter zu reden, der goldne Duft der Morgenröthe; er kennt nicht Seelen, ſondern nur Eine Seele, die er Gott, All, Liebe, nennen darf, aber nie begreifen, ob wol ewig und einzig lieben kann. Sein Daſein iſt ewige Seligkeit.

Man hat den Xenien vorgeworfen, daſs ſie doch nimmermehr Beſſerung bewirken würden. Welch ein albernes Vorurtheil liegt doch in dieſer Vorausſetzung! — Ihr Zweck war einzig und allein, die Albernheit, Mittelmäſsigkeit, Dummheit, kurz Alles, was mit der regreſſiven Tendenz in der Philoſophie oder Poeſie behaftet war, zu ärgern. Und das haben ſie ſehr glücklich erreicht. Je mehr Convulſionen ſolche Naturen bekommen, deſto beſſer, und wenn ſie nach jenen Convulſionen auf ewig verſtummen, ſo iſt ihr Zweck erreicht. Manche dieſer Fragmente theilen dieſe Tendenz mit ihnen.

Wer die ſchöne Freyheit nicht beſitzt, ſich in die überſinnliche Welt zu heben, und darin zu erhalten, der bleibe doch ja daheim in der irdiſchen, und arbeite hier ſo fleiſsig und ſo viel als er kann. Der höhere Menſch, oder der Menſch κατ' ἐξοχὴν wird ihn zuverläſſig achten, wenigſtens mehr achten, als wenn er ſeinen misslungenen Verſuch ſich zu erheben für eine ſchon vollzogene Handlung der Freyheit hält, die ihn berechtige, von der Welt der Freyheit zu ſprechen, die er nicht kennt. Iſt es nicht von der einen Seite unbeſonnen, ein Feld anbauen

zu wollen, ſo nicht da iſt, und wäre es nicht von der andern grauſam, wenn es überhaupt möglich wäre, den Bruſtkranken ſeiner Pflege zu entziehen und auf eine Höhe zu ſtellen, wo die Luft viel zu rein für ihn iſt? Darum aber ſage ich: nur keine Halbheit, noch Mittelmäſsigkeit, es ſey worin es wolle. Denn Pfuſcherey iſt Ungerechtigkeit gegen ſich ſelbſt.

Nicht bloſs die teutſche Sprache, ſondern auch jede andre, iſt, wenn ſie auch noch ſo reich iſt, doch immer zu arm, um gewiſſe Gefühle auszudrücken, von denen man im Laufe der jetzigen Zeit zuweilen berührt wird. Es giebt Menſchen, deren Betragen eine Miſchung von Mitleiden, Haſs, Verachtung u. ſ. w. erzeugt, doch auf eine ſolche Art, daſs ſich die Einzelnheiten dieſer Empfindung nicht recht mit einander vereinigen wollen. Man findet nur zu bald, daſs das Mitleid hier ganz am unrechten Orte ſtehe, daſs der Haſs eine Indignation vorausſetze, deren man ſich gegen dieſe Geſchöpfe allerdings zu ſchämen haben dürfte, und nur die innigſte tiefſte Verachtung bleibt ruhig und kalt zurück — aber auch dieſe iſt immer noch viel zu erhaben für dieſe Weſen, die gleichſam aus den Excrementen der Beſtialität zuſammengeſetzt zu ſein ſcheinen. —

Ich rede von den beiden Recenſenten des philoſophiſchen Lehrbuchs von Schad in der Allg. teutſch. Bibloth. bei welcher Gelegenheit auch Fichte's erwähnt wird. Wie? danach frage man mich nicht; weil ich mich wohl hüten werde, dieſe Blätter durch die Anführung der Worte zu beſchmutzen, in denen ſich pöbelhafte Dummheit und ekelerregende Jämmerlichkeit zu expektoriren pflegt. Man leſe ſelbſt nach, und man wird geſtehen müſſen, daſs ich bei weitem noch nicht

kräftig genug über eine Niederträchtigkeit geredet habe, gegen die alle übrigen Niederträchtigkeiten verstummen müssen. — Diese Menschen — (man verzeihe den unpassenden Ausdruck!) — sind eines Kampfs durchaus unwerth, der Fluch der Gemeinheit, der von Anfang her auf ihnen geruht hat, macht ihnen jede höhere Wahrheit unbegreiflich, und man würde den Witz eben so tief herabwürdigen, wenn man diese Bande damit angreifen wollte, an deren massiver Zähheit das alles vorüberhallen würde. Nur sagen muss man es ihnen, dass man sie ganz unaussprechlich verachtet, und dass man ihre dicke Thierheit auch nicht einmal des Ausspeiens werth hält, wenn sie sich etwa einmal auf der Strasse uns entgegenwälzen sollte.

Auch gegen Vossens Verdienste um teutsche Sprachkenntniss, die unstreitig gröfser und sichtbarer sind, als seine Poesie, hat sich, namentlich in Beziehung auf seine Uibersetzung des Homer, die doch immer ein lobenswerther, wenn auch nicht ganz gelungener Versuch bleibt, ein Stimmchen erhoben. Die Manier hiebei ist ganz der Manier des Vf. der Ankündigung einer Ausgabe der alten Klassiker ähnlich, wol gar gleich, so dass man einen und denselben für den Schuldigen halten kann. Will man diese Manier genau kennen, so ist die Bezeichnung des Vfs. mit dem Namen eines blinden Dreyers hinlänglich. Eine sklavische, geistlose Nachahmung des zum Theil zerflossenen, zum Theil eingeschachtelten Styls unseres Jean Paul, das Ausspinnen und Ausdehnen der Bedeutungen eines fremden Worts, doch oft nach aus einander fahrenden Richtungen, sind die Hauptzüge dieser beiden Sudeleien, die demnach nicht einmal das Verdienst einer Eigenthümlichkeit haben, möchte sie auch noch so unbe-

deutend und jämmerlich ſein. Es iſt noch ein gutes Zeichen der Zeit, daſs dergleichen bleiſchwere Nichtigkeiten ſo bald vergeſſen werden.

Auch an die Tugend hat Hr. Koſegarten ein Gedicht gemacht. Am Eingange theilt er dem Leſer mit, daſs er wirklich den Vorſatz habe, eines darauf zu machen, was man eigentlich durch die Uiberſchrift ſchon erfahren hatte. Dann redet er ſie ſelbſt an: (Poeſien I S. 13 ff.)

Tugend, Himmelgeborne, der Gottheit edelſte Gabe,
Labſal ewiger Geiſter, des Jünglings Sehnſucht, des Mannes
Fernher ſtralendes Ziel, des Greiſes theuer errungenes Höchſtes Gut — — u. ſ. w.
Tugend, Tugend, der Gottheit Schooſskind, Schutzgeiſt der Menſchheit,
Tugend, wie biſt du ſo ſchön — u. ſ. w.
Tugend, kräftige Rebe, gepflanzt vom Schöpfer, gediehen
Durch des Himmels Regen und Thau zum ſchattenden Weinſtock, u. ſ. w.
Tugend, wie biſt du ſüſs dem Liebling, deinem Erkohrnen u. ſ. w.
Tugend, wie biſt du ſtark, du Unüberwindliche Gottes etc.

Ich frage Hrn. K. auf ſein Gewiſſen, ob er dergleichen verworrene Anrufungen, in hinkende Hexameter gebracht, für ein Gedicht hält? — Worin unterſcheidet es ſich von einem Sturm- und drangvollen Liebesbriefe, ſo wie ſie in ſchlechten Romanen zu leſen ſind? — Was ſoll man aber dazu ſagen, wenn es in der Hymne an die Natur gar alſo lautet: (S. 58.)

O Natur, allwirkende Göttinn, allſäugende Mutter,
Erſte, Aelteſte, Letzte, Ehrwürdigſte, Oberſte Aller,
Herrſcherinn, Königinn, Weltbezwingerinn, Nimmerbezwungne,

Nimmerbezwingbare, Nimmerzerſtörbare, Preisliche, Hohe,
Heilige, Heimliche, Nächtliche, Freudige, Stralende, Hehre etc.

Und gleich darauf:

Starke, Gewaltige, Kühne, Erhabenſte, Höchſte der Kräfte,
Duftige, Liebliche, Labende, Freundliche, Künſtliche, Weite,
Zeugerinn, Hegerinn, Pfleg'rinn, Erzieherinn, Wärterin, Amme,
Heldinn, Huldinn, Dichterinn, Rednerinn, Meiſterinn, Fürſtinn! —

Wahrhaftig, ich weiſs es nicht, wohin die Natur flüchten ſoll, um ſich vor dieſer unpoetiſchen Hyperbelnkatarakte zu verbergen, mit der man ſie überſchütten will.

„Auch ſelbſt die minder elenden Figuren, welche über Fichte zu läſtern wagen, glaub ich nicht ohne Grund verſichern zu können, daſs ſie ihre ganze Exiſtenz unbeſehen hingeben könnten, wenn man ihnen dafür nur eine halbe Stunde vergönnte, Fichte zu ſein. Allenfalls könnten ſie auch noch die ewige Seligkeit dazu geben.

Die genialiſchſten und intereſſanteſten Schriften ſind gewöhnlich doch bei weitem nicht ſo intereſſant, als ihre Verfaſſer, die oft in einem Tage in Gedanken ein noch genialiſcheres und intereſſanteres Buch ſchreiben, als das iſt — was die Preſſe geben konnte. — Es iſt überhaupt ganz eigen, daſs ſich manches Göttliche durchaus nicht dem Druck übergeben läſst.

„Es ist schön, wenn ein schöner Geist sich selbst anlächelt“ (sagt Friedrich Schlegel in seiner Lucinde, die man, wie gesagt, gegen die Mitte dieses Jahrhunderts schon etwas besser verstehen wird) — und man muss gestehen, dass sich über diesen einzigen Satz mit mässigem Scharfsinn ein nicht unbedeutendes und nicht uninteressantes Buch schreiben liesse. — Aus dieser angenehmen Beschaulichkeit der schönen Geister *) lässt es sich auch allein erklären, warum wir, quoad quantitatem, so wenig von ihnen zu lesen bekommen. Sie sind viel zu glücklich, werden täglich viel zu angenehm durch sich selbst überrascht, als dass sie noch Lust zum Aufschreiben behalten sollten. Zwar könnte man auch gar wol den Grund dieses oft so langen Schweigens in der Verachtung finden, den sie gegen einen grossen Theil des Publikums hegen mögen. — Allein, ich zweifle, dass sich der wahre schöne Geist dieser Verachtung oft erinnern werde. Denn wenn er gleich immer Gelegenheit dazu hätte, so wird er doch wol nicht sehr dadurch amüsirt werden können.

Ich kann unmöglich diesen Band der Fragmente schliessen, ohne noch ein Pröbchen der allerneuesten Französischen Kritik gegeben zu haben. Das Februarstück des Kronos gab von der Art Nachricht, wie man über Lessing und Schiller urtheilt; wir wollen jetzt einmal hören, wie sich ein Französischer Kunstrichter über A. W. Schlegel vernehmen lässt.

In dem Journal général de la littérature étrangère, (Jahr I. Heft V. S. 217.) heisst es bei der Recension seiner Gedichte:

*) Den Unterschied zwischen schönen Geistern und Schöngeistern siehe in Schillers Musenalmanach von 1797.

„Les deux freres Auguſte Guillaume et Frederic Schlegel, natifs d'Hannovre, cennus ſurtout par leur journal, intitulé *Athenaeum* ont été l'objet des jugemens les plus oppoſés. Tandis que les uns s'extaſiaient ſur la profondeur et l'originalité de leurs écrits, ceux-ci les regardaient comme l'opprobre de la littérature et accuſaient ſurtout l'arrogance avec laquelle ils traitaient en écoliers des auteurs généralement éſtimés." — (Was Arroganz ſei, darüber geben die Fragmente im zweiten Hefte des Ath. beſtimmten Aufſchluſs, und daſs ſie Schüler wie — Schüler behandelten, dürfte ſich auch wol vertheidigen laſſen. Wer weiſs es übrigens nicht, daſs es auch Schüler mit grauen Haaren giebt?) — „Le néologisme de leur ſtyle et le cynisme de leur philoſophie." (Hier iſt es nicht der Mühe werth, eine Anmerkung zu machen.) — „Kotzebue a refondu toutes ces inculpations dans une ſatyre *ſans eſprit*, qui porte pour titre: Der hyperboreiſche Eſel." — (Welch eine Empfindung muſs uns ergreifen, wenn ſelbſt die Mittelmäſsigkeit eines Franzöſiſchen Kritikers hinreichend iſt, um die Geiſtloſigkeit einer Farce einzuſehen, die noch immer hie und da von teutſchen (ſogenannten) Kritikern für eine witzige Produktion ausgeſchrien wird.) — „Pour nous qui ne voyons dans les freres S. ni des ánes, ni des lions —" (Auf etwas Löwenartiges möchte es am Ende doch wol hinauslaufen!) — „nous nous contentons d'annoncer leur (?) recueil qui contient des romances, des ſoners et quelques contes ſerieux, en obſervant que le ſtyle de ces pièces eſt ſouvent obſcur et alambiqué (!!) ſur tout quand l'auteur ſe ſouvient de la *metaphyſique Fichtienne.*" — (Ich werde mich wol hüten, dieſen armen Kritiker ſo ſehr in Verlegenheit zu ſetzen, um ihn zu fragen, was das wol für eine Metaphyſik ſein möchte) — „Mais ce defaut eſt compenſé par de grandes beautés, par une imagina-

tion vive, un ſentiment profond, des ſentences preſſées et brillantes, un ſtyle nombreux et bien cadencé; enfin par une verſification, dont les poëtes allemands feraient bien d'imiter la regularité. Nous ne craignons point de regarder M. S. comme le premier verſificateur de l'Allemagne. Mais comme poëte, il ne s'elevera guères au premier rang" — (einem gewiſſen Dichter hat ſich S. ja immer ſelbſt tief untergeordnet!) — „à moins qu'il ne renonce abſolument a tout jargon philoſophique, (!!) qui glace le ſentiment et éteint l'imagination, et qu'il ne s'abandonne plutôt entièrement a l'étude des poëtes italiens et eſpagnols." — (Mit den Griechen und Römern ſcheint er doch auch nicht übel vertraut zu ſein, aber freilich den Voltaire und Racine wird er wol noch ſtudieren müſſen!) — „dont il a traduit pluſieurs morceaux, et dont il a heureuſement imité les mètres, jusqu'à préſent inuités en Allemagne." —

Ich habe dieſe Kritik hier deshalb ganz mitgetheilt, weil ſie einen deutlichen, allumfaſſenden Begriff von der Art giebt, wie man in Frankreich über die Poeſie urtheilt. Es iſt der ganz alte Moderantismus, d. h. nach dem Athenäum, der Geiſt der kaſtrirten Illiberalität; allein um ſo trauriger iſt es, daſs doch wol noch gar viele teutſche Recenſenten aus dieſer Kritik etwas Neues lernen könnten.

A. Noch hat kein Dichter gelebt, ohne zu lieben, und geliebt werden zu ſein.

B. Ein Gemeinſpruch.

A. Es giebt eine moraliſche Weltordnung. — Auch ein Gemeinſpruch?

Das einzige Tadelnswerthe, worauf man bei Leſſing ſtoſst, iſt ſein Umgang mit ſo manchen be-

schränkten Naturen, besonders mit Nicolai. Es kann jenen wahrhaft grossen Denker zwar entschuldigen, dass er diesen Menschen immer nur wie einen gemeinen Schüler, oder als dienendes Mittel seiner höheren Plane gebrauchte, aber rechtfertigen kann es ihn doch nicht, selbst nicht die billige Rucksicht, dass der durchaus gebildete Mensch sich gern eine vollendete Stupidität als Antithese gegenüber setzt.

Der Roman: William Lovell ist wie ein verworrener, oft indess sehr kräftiger dithyrambischer Hymnus an die Poesie, sich zu ihm herabzulassen. Noch hat indess vielleicht kein Dichter einen solchen Sprung gethan, wie Tieck von dieser Produktion zu dem Sternbald, und von da zur Genovefa. — Wohin nun? ...

Kotzebues Bayard, oder der Ritter sans peur et sans reproche, (der wol eigentlich sans rime et sans raison heissen sollte, wie Marias Satiren vorschlagen) ist selbst als groteske Persiflage des antiken Geistes der Chevalerie unleidlich. Denn dieser Geist war doch ein wirklicher Geist, und kann unmoglich durch einen geistlosen Pfuscher parodirt werden, der eine dicke Wuth und sehr verächtliche Nachahmungssucht für Begeisterung hielt, die ihm nebenher auch noch die aufgeschwollenen Wechselbalge: Gustav Wasa und Octavia gebaren.

Bei allem Tadel, welcher die so ganz unpoetischen Erzeugnisse Iffands mit Recht trifft, bei allen Mängeln, die man überall, selbst ohne die mindeste Anstrengung, wahrnehmen muss, muss man es

ihm doch zugeſtehen, daſs er im Stande ſei, einen Charakter anzulegen, und zu halten. Ich erinnere nur an den Anton in der Ausſteuer, und den Wanner im Herbſttag, und einige Perſonen in den Hageſtolzen, die von manchen Seiten gar nicht übel aufgefaſst ſind. — Hier iſt der Punkt, wo ſich Iffland ſo ſehr über Kotzebue erhebt, der ſich wahrhaftig nicht rühmen darf, jemals irgend etwas Charakterähnliches aufgeſtellt zu haben. Die Weſen, die er auf das Bretergerüſt bringt, ſind nichts anders als inkonſequente Repräſentanten eines entnervten Unverſtandes und einer ekel zerflieſsenden Weichlichkeit.

In Herrn Merkels Briefen, worin ſich der Abſud einer blind wüthenden bornirten Natur recht gemächlich umhertreibt, in dieſen Briefen findet man zuweilen, wenn ſich die gereizte Jämmerlichkeit, wenigſtens ſcheinbar, zur Ruhe ſetzt, das ſeltſame Wort: behaupten — Die Antwort darauf findet ſich in Tiecks poetiſchem Journal, (Hft. 1. S. 120 ff.) wo Leſſing, der in einer Wolke durch das Dach hereinbricht, ſich alſo vernehmen läſst:

„Zum Behaupten gehört noch ſtets ein Haupt,
Ihr aber, die ihr weder zweifelt, noch glaubt,
Nicht ſelber denkt und andre nicht verſteht,
Daſs ihr ſo ſchändlich mit meinem Namen umgeht,
Das erregt mir noch oben meinen Zorn,
Iſt mir in der beſten Seligkeit ein Dorn.
Die ihr nicht kriegen könnt, haltet Friede,
In der Dummheit Namen, ſeid ihrs noch nicht müde,
Das alte Spiegelfechten fort zu führen? u. ſ. w.

„Du sollst nicht tödten!“ sagt bekanntlich das fünfte Gebot, an das ich mich jetzt zum Glücke erinnere. Ich lege mir diese kräftigen Worte also aus: Du sollst zwar die stockblinde Dummheit, besonders, wenn sie impertinent ist und wüthet, mit hinlänglicher Kraft und Derbheit züchtigen; du sollst ihre Gemeinheit aufdecken, und die matsive Rohheit der ganzen Welt zur Schau aufstellen, damit man die Creatur auslache, die, in convulsivischer Rage, nicht blofs zu seufzen, sondern auch zu schelten sich erkühnt; dabei lafs es aber bewenden, denn, wenn du sie dadurch auf immer zum Stillschweigen brächtest, so brächtest du dich zugleich um vielen Spafs, den du mit diesem schnaubenden Wesen noch haben kannst. —

Und so sei denn Hr. Merkel hiemit für dieses Mal feierlich entlassen. Ich verlasse ihn ungern, und nur die Hoffnung, dafs wir uns zukünftige Michaelmesse wiedersehen, richtet mich auf und stärkt mich mit einem angenehmen Gefühl. Zwar will man dem Schicksal ein Princip beilegen, das dem Humor und dem Anlafs dazu feindlich ist, ich bin aber von Herrn Merkel hinlänglich überzeugt, dafs er, den das Schicksal sogar in der Tragödie verdriefst, es gewifs besiegen und mir und andern immer zum Scherz dienen werde.

Schillers Kabale und Liebe ist vor Kurzem in Paris allgemein ausgepfiffen worden, Kotzebue's Menschenhafs und Reue nahm man bekanntlich mit hohem Enthusiasm auf. — Und wir Teutschen stehen noch immer an, es diesem bis zur Impotenz ausgemergelten und geschmacklosen Volke feierlich zu untersagen, irgend etwas von uns zu übersetzen? — Es sei fern von mir, die ungeheure Ueberladung rechtfertigen zu wollen, in der jenes

Trauerspiel gleichsam zusammensinkt; aber den Franzosen konnte man es zum langen Studium anrathen, (wenn man ihnen die unverdiente Ehre anthun will, noch nicht ganz an ihrer Besserung zu verzweifeln) damit sie es doch wenigstens ahnen lernten, was es mit dem Streben nach Kraft — wenn gleich noch nicht zur Concentration erhoben — auf sich habe.

Die wenigsten Menschen begreifen es, dass es hie und da wirklich noch Menschen giebt, die — ein Gemüth haben, welches freilich jetzt immer seltner wird.

Die ganze französische Aesthetik spricht sich in folgenden Versen aus, die bei weitem nicht so bekannt unter uns sind, als sie es aus obigem Grunde verdienen:

Tout institut, tout art, toute police
Subordonnée au pouvoir du caprice,
Doit être aussi conséquemment pour tous
Subordonnée à nos différens goûts.
Mais de ces goûts la dissimblance extreme,
A le bien prendre est un foible probleme:
Et quoi qu'on dise, on n'ocu saurait jamais
Compter que deux; l'un bon, l'autre mauvais.
u. s. w.

Ich kann dieses Bändchen nicht besser schliessen, als mit zwei Distichen aus dem Schillerschen Musenalmanach für 1797.

„*Ringe, Teutscher, nach Römischer Kraft, nach Griechischer Schönheit,*
Beides gelang dir, doch nie glückte der Gallische Sprung.

„*Treibet, Freunde, nur alles mit Ernſt und Liebe; da beiden*
Streben dem Trefflichen ſo wohl, den ach! ſo Vielen entſtellt.“

Nachrede.

Ueber das etwanige Schickſal dieſer Fragmente iſt bereits hinlänglich in den Fragmenten ſelbſt geredet worden. Es wird ſonach nur noch einiges zu erwähnen ſein, was ihre Quelle betrift. Sie fliefsen aus keinem frevelichen Uebermuth, keiner blos muthwilligen Unbefonnenheit, keiner Uebereilung der Vielwifſerei, oder was man ſonſt noch der Art ſich einbilden möchte. Sie ſind Reſultate einer mehrjährigen Beobachtung, wie ſie der Kampf der Unphiloſophie und Unpoeſie mit Philoſophie und Poeſie, der immer bedeutender wird, von ſelbſt darbietet. Keine der genannten Perſonen iſt den Fragmentiſten anders, als durch ihr mit Schriften beurkundetes Streben bekannt; mithin findet man hier keine Klätſchereien, die von Munde zu Munde gehen — ſo viel Einfluſs ſie auch leider, als angewendete Hausmittel, hier und da haben mögen — und die Perſon iſt ſtets nur Zugabe und Anhängſel zu ihrer Sache. Sollte man dennoch parteiiſche Verunglimpfung finden, wo nur rückſichtsloſe Liebe zur Wahrheit und guten Sache iſt, hinter welche ſich freilich mehrere flüchten, ſo muſs das redliche Bewuſstſein ſchützen.

Humanität, in dem Sinne, worin ſie jetzt gemeinhin genommen wird, als die prekäre Paſſivität der Feigheit, oder das widrige, ekelhafte Hilfsgeſchrei aufgejagter Unwiſſenheit, und Gemeinheit, die ſich nicht anders zu helfen weifs; dieſe Humanität, die eher ein Hochverrath an der Menſchheit heifsen ſollte, iſt den Fragmentiſten fremd, und

wird ihnen hoffentlich ewig fremd bleiben. Statt deren kennen sie nur ein unablässiges, pflichtmässiges Streben nach dem Höchsten, als Menschenwürde; sie sind entzündet und entflammt für die Wahrheit, und wünschen sie immer mehr verbreitet zu sehn; sie meinen es herzlich mit jedem redlichen Verpfleger derselben, auch wenn er irren sollte, und bieten ihm mit zutraulicher Achtung die Hand; ja sie kennen, genau genommen, gar keine Zersplitterung und Vereinzelung der Wahrheit in persönliche, namentliche Beziehungen, die sich jetzt freilich um so leichter darbieten, jemehr die Nation erschlafft ist, und mit dieser Erschlaffung sich brüstet, wie mit einem errungenen Besitzthum, worin sie zu stören Frevel sei. Sie glühen und brennen für die alte bewährte Biederkraft ihrer Nation, für ihr stolzes, gerechtes Hochgefühl, und wollen jene nicht entnervt, dieses nicht ungenützt verbrausen, oder wol gar verhöhnt, und liederlich an die Unwürdigkeit hingeworfen, erkalten und untergehen sehn. Sie ehren nur das Ehrenwerthe und Ehrenfeste im Handeln, nicht im Titel, wozu sie auch Empfänglichkeit und Dankbarkeit für mitgetheilte höhere Einsicht rechnen, und rühmen sich eines tief in ihrem Gemüthe gegründeten Hasses gegen alles, was dem genannten entgegensteht, wo und wie es sich finde. Sie beachten und achten die Unwissenheit nicht, so lange sie sich genügsam in ihren Schranken hält; aber, sie schonen sie auch nicht, sobald sie keck in den Weg tritt, und mit unverschämtem Uebermuthe erhaschen, oder mit kläglich heuchelnder Demuth erbetteln will, was sie nie erlangen kann, noch darf, wenn anders das Beste der Menschheit gelten soll. Sie glauben, dass nur in diesen Gesinnungen und Handlungen die ächte Humanität sich äussere, die jeden achtet, der sie achtet, nach dem unverkennbaren, untrüglichen, ächt menschlichen

Bewufstsein, dafs das Gute und Wahre sein solle. Von dieser Humanität beseelt schrieben sie, ohne sich zu nennen; aber von ihr würden sie auch den Muth erhalten, erforderlichen Falls sich zu nennen. Indessen ergiebt sich von selbst, dafs weder Ergrimmtheit und eigenliebige Verfolgungssucht von der einen Seite, noch schadenfroher nachäffender Uebermuth von der andern, diesen Fall bestimmen können.

Uebrigens möge doch jeder bei Lesung dieser Fragmente überlegen, dafs der Spafs die Rückseite des Ernstes ist, welches keinesweges eine Drohung, sondern nur ein Hinführen auf den Standpunkt, und die Absicht der Fragmentisten sein soll.

Druckfehler.

S. 7. Z. 16. lies ihn statt ihm.
— 17. Z. 1. lies zu arbeiten st. zuarbeiten.
— 24. Z. 10. v. u. wird.
— 35. Z. 11. ex.
— 40. Z. 1. v. u. ergänze sich vor gebrüsset.
— 114. Z. 15. lies Karikatur st. Karrikatur.
das. Z. 19. setze nach angeführt. "
— 153. Z. 11. Hermione st. Harmonie.
— 193. Z. 14. lies noch war bis dahin st. noch ist.
— 204. Z. 10. v. u. *dolori* st. *dolore*.
— 206. Z. 8. gethan st. gehabt.

Die übrigen wird der geneigte Leser von selbst verbessern; der ungeneigte Buchstabenstecher und Sylbenkrämer wird nur zu sehr geehrt, wenn man ihm die Erlaubniss giebt, sie zu rügen, und zu seinem Vortheile zu gebrauchen.